Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien
Vorstand: Richard Wolfram

Band 3

DIE GEKREUZTEN PFERDEKÖPFE ALS GIEBELZEICHEN

von

RICHARD WOLFRAM

Wien 1968
Verlag A. Schendl

Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde an der Universität Wien
Vorstand: Richard Wolfram

Band 3

DIE GEKREUZTEN PFERDEKÖPFE ALS GIEBELZEICHEN

von

RICHARD WOLFRAM

Wien 1968
Verlag A. Schendl

Alle Rechte vorbehalten.
Verlag A. Schendl. Druck: Raiffeisendruckerei Ges. m. b. H.
1131 Wien 14, Linzer Straße 16.

BRUNO SCHIER
ZUM 65. GEBURTSTAG

INHALT

	Seite
Vorwort	9
1. Einleitung	15
2. Die Pferdekopfgiebel in Österreich, Bayern und der Schweiz	24
3. Die Pferdekopfgiebel in Mittel- und Norddeutschland, den Niederlanden und Skandinavien	50
4. Die Pferdekopfgiebel in Ost- und Südosteuropa	61
5. Geschichtliche Zeugnisse	66
6. Die Bedeutung der Pferdeköpfe an den Hausgiebeln	87
Bilderverzeichnis und -nachweis	121
Register	124

Vorwort

Dieses Buch befaßt sich mit Zeichen, welche das ländliche Haus in überraschend weiten Teilen Europas schmücken. Sie ragen an der Giebelspitze bekrönend über den Dachfirst empor oder befinden sich direkt darunter an der obersten Giebelfläche. Man kann sie nicht übersehen und soll dies sichtlich auch nicht.

Solcher Zeichen gibt es viele. Bei einigen kann man sich fragen, ob hier bloßer Schmuck vorliegt, bei anderen, wie dem christlichen Kreuz, ist eine Bedeutsamkeit offenbar.

Unter den Zeichen, die Beobachtern und Forschern schon seit etwa anderthalb Jahrhunderten merkwürdig und rätselhaft erschienen, stehen die in der Form zweier Pferdeköpfe ausgeschnittenen Bretter oder Balken, die sich über dem Giebel kreuzen, wohl an erster Stelle. Pferde, Drachen und Schwäne, die uns vor allem in solcher Stellung entgegentreten, scheinen auch dem unbefangenen Beobachter etwas zu meinen, nicht nur schmückende Volkskunst zu sein. Und so hat sich im Laufe der letzten 150 Jahre eine ganze Reihe von Arbeiten mit ihnen mehr oder weniger eingehend befaßt. Am meisten mit den Pferdeköpfen, die auch die verbreitetste Gruppe sind.

Trotzdem blieb bis heute noch vieles unbekannt oder umstritten. Auch ich selbst befasse mich schon seit jetzt genau 35 Jahren immer wieder mit ihnen. Das Ergebnis ist einmal eine Bestandesaufnahme dieser Denkmäler in dem bisher noch nicht zur Gänze genau erfaßten Südraum von Österreichs Ostgrenze bis Westtirol und in einigen Anrainerlandschaften. Der Weg lockte mich natürlich auch, die Geschichte dieser Formen zu erforschen. Im Streben nach Erkenntnis der Ursprünge liegt aber auch der Versuch einer Sinndeutung eingeschlossen. So kam es zuletzt zur Zusammenfassung dieses Buches. Knapp und gedrängt, wo es möglich war, ausführlich und mit allen Belegen, wo es erforderlich ist.

Der Abschluß dieser Schrift fällt mit einem Datum in der Entwicklung unserer Volkskunde-Wissenschaft zusammen, dem fünfundsechzigsten Geburtstag Bruno Schiers. Eine Leitlinie in seiner vielseitigen Forschung führt immer wieder zum Studium des Hauses, seiner Konstruktion und Formengeschichte sowie der mannigfachen kulturellen Verzahnungen in der Entwicklung der Wohnkultur. In der stattlichen Gruppe der heute im deutschen Sprachgebiet tätigen Hausforscher gilt er darum

mit Recht als Altmeister. Auch wenn den von einer markanten Jahreszahl Betroffenen vielleicht selbst nicht gar so „alt“ zumute ist und sie noch im vollen Schaffen stehen.

Wenn ich Schier als ein Zeichen des Dankes für alles, was er unserer Wissenschaft gegeben hat, und für viele Jahre der Kameradschaft und Freundschaft einen Beitrag widme, so sollte sich dieser in erster Linie mit dem Hause beschäftigen. Dafür bot sich mir ein Tema in diesem Falle an. Seit langem hatte ich den freistehenden Speicherbauten und insbesondere den Pfostenspeichern besondere Aufmerksamkeit gewidmet, die auch Schier viel beschäftigten. In Nord- und Südtirol, im oberen Ennstal und in der Aflenzer Gegend hatte ich sie systematisch aufgenommen. Eine andere Forschungsnotwendigkeit kam jedoch dazwischen. Das Material wurde für Karte und Kommentar über die freistehenden Speicherbauten in der 2. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses benötigt, wofür ich es zur Verfügung stellte. Nachträgliche Einzelveröffentlichungen lohnen dann wohl nicht mehr allzusehr. So entschloß ich mich, etwas aus meinen besonderen Arbeitsgebieten zu wählen, zu denen Brauchtum und Volksglaube von Anbeginn an gehörten, und die Pferdeköpfe als Giebelzeichen zu behandeln. Auch sie beziehen sich ja auf das Haus und sind ein Ausschnitt aus umfassenderen Forschungen über Schutzzeichen, Sinnbilder und Schmuck am Hause, die ich unternahm. So sei dieses kleine Buch Bruno Schier mit allen herzlichen Wünschen auf den Geburtstagstisch gelegt.

Im Falle der gekreuzten Pferdeköpfe ist aber noch eine Besonderheit festzustellen. Sie blieben nicht auf das Bauernhaus beschränkt, sondern erfuhren eine Symbolübertragung auf eine große Organisation, nämlich die Raiffeisen-Genossenschaften in Österreich und Deutschland. Eine moderne Erscheinung, die trotzdem auch volkskundlich betrachtet zu werden verdient. Ist doch der Gegenstand der Volkskunde nach der Begriffsbestimmung von Richard Weiss[1]) alles, was durch die Kräfte der Gemeinschaft und Überlieferung bedingt ist. Gerade in den genannten Verbänden fanden die Gemeinschaftskräfte nach dem Fortfall der alten Bindungen eine neue und folgenreiche Entfaltung. Das Zeichen, das sie aus der alten Volksüberlieferung erwählten, erscheint hier in zeitgemäßer Funktion, die trotzdem noch viel vom alten Sinngehalt einschließt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begründete Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818—1888) nach Verschuldung, Mißernten und fast ausweglos erscheinender Not des deutschen Bauernstandes ländliche Genossenschaften als Gemeinschaften zu gegen-

1) In: Volkskunde der Schweiz, Zürich 1946, S. 11.

seitiger Selbsthilfe[1a]). Sie entwickelten sich später zu dem System von Genossenschaften, welche als Herkunftszeichen den Namen ihres Gründers wählten.

Raiffeisen war damals Bürgermeister eines Verwaltungsbezirkes von 22 Gemeinden in der kargen Landschaft des Westerwaldes. Seine Darlehenskassenvereine waren nicht auf Gewinnerzielung ausgerichtet. Sie sollten die Notleidenden aus den Klauen der Wucherer befreien, in deren Hände ein Großteil der Bauernschaft infolge ihrer geldwirtschaftlichen Unerfahrenheit nach der Aufhebung der letzten Reste der Leibeigenschaft geraten waren. Raiffeisen, der praktische Begabung mit hohem Idealismus verband, erkannte, daß nur ein Aufrufen der guten Charaktereigenschaften des Menschen — Selbstlosigkeit und Gemeinschaftsgeist — Hilfe bringen könnte. Das zeigen seine Grundsätze, daß eine solche Genossenschaft, wie er sie nun begründete, in der Regel auf eine Gemeinde begrenzt sein sollte (Überschaubarkeit der Form, keine anonymen Großgruppen), ferner gemeinsame Haftung und Verantwortung, Treuepflicht der Mitglieder, ehrenamtliche Arbeit, Selbsthilfe durch gemeinsamen Einsatz aller für das Wohl jedes Einzelnen, ohne kapitalistisches Gewinnstreben für das Unternehmen an sich.

Raiffeisens Tat hatte wirklich eine Gesundung des Bauernstandes und der Landbevölkerung überhaupt in wirtschaftlicher und gesinnungsmäßiger Hinsicht zur Folge. Sie wirkte sich nicht nur in Deutschland aus, sondern erfaßte alsbald auch Österreich und viele andere Länder. Schon Raiffeisen sah aber auch die Not der Handwerker und städtischen Arbeiter in den damaligen Zeiten der ersten großen Strukturwandlung und bezog auch diese Stände alsbald in sein System ein[1b]).

Es ist auch für den Volkskundler lehrreich, einen Blick in die Zeit der ersten Auswirkungen der industriellen Revolution zu tun und zu sehen, wie sich nun als Gegenbewegung zur vielfachen Auflösung auch im beharrsamen Teil der Bevölkerung, zum Erlahmen

---

[1a]) Über Raiffeisen gibt es eine reiche Literatur. Ich nenne nur: H. Faust, Geschichte der Genossenschaftsbewegung — Ursprung und Weg der Genossenschaften im deutschen Sprachraum, Frankfurt 1965; ferner W. Krebs, Fr. W. Raiffeisen, ein Kapitel bäuerlicher Selbsthilfe, Neuwied am Rhein, 3. Aufl. 1955; H. Meyerholz, Raiffeisen-Genossenschaften, Neuwied 1964.

[1b]) Raiffeisen blieb nicht allein in seinem Streben. Auch der von ihm angeregte Wilhelm Haas (1839—1913) und unabhängig von ihm H. Schulze-Delitzsch (1808—1893) wirkten in ähnlicher Richtung; letzterer besonders bei den Handwerkern in der Stadt. Auf ihn gehen auch die meisten heutigen Volksbanken zurück. Auch wenn hier Einzelpersönlichkeiten den Anstoß gaben — das Wirken solcher steht sicher weitgehend auch hinter den „anonym" gewordenen Formen der alten Zeit — so geschah die entscheidende Entfaltung doch durch die Gemeinschaftskräfte.

der alten Flurgemeinschaften (deutliches Merkmal die Aufteilung der Allmende an Einzelbesitzer, in vielen Gegenden schrankenlose Erbteilung usf.), Nachbarschaften und Zünfte nun der Gemeinschaftsgeist in neuer Form wieder durchsetzte und ein drohendes Chaos in den Grundschichten der Nation verhinderte. Im Bewußtsein der Allgemeinheit lebt fast nur der Kampf, den die Industriearbeiterschaft ausfocht, um als neuer Stand ihre Lebensgrundlagen und Formen zu finden. Die nicht weniger bedeutsamen Eigenkräfte und Entwicklungen innerhalb der Altschichte sollten dem aber deutlich an die Seite gestellt werden. Ohne sie wäre es auch nicht gegangen. Und es ist schön zu sehen, wie viel bei ihnen letztlich im Mutterboden wurzelt.

Um 1930 war für die Welt mit der großen Krise eine neue Notzeit angebrochen. Damals schlossen sich die bisher noch vielfach getrennt marschierenden Verbände ländlicher Genossenschaften zu der großen Gesamtgemeinschaft zusammen. Es war eine Lage, die an die ursprüngliche Entstehungszeit gemahnte. Nicht alle der neuen Mitglieder hatten vorher den Namen Raiffeisens getragen. Die Gesamtgemeinschaft bedurfte daher auch eines gemeinsamen Zeichens. Man wählte in den folgenden Jahren die gekreuzten Pferdeköpfe, die vor allem von den niedersächsischen Bauernhäusern her bekannt waren, zum Symbol. Mit diesem kommt zum Ausdruck, daß hier gleichsam ein schützendes Dach für alle aufgerichtet ist. Gleichzeitig verband man damit ein zweites altes Sinnbild. Man umschloß das Giebelkreuz mit einem Kreis als Zeichen der festen Gemeinschaft, gemäß Raiffeisens Leitwort „Einer für alle, alle für einen".

Es war ein im Grunde erstaunliches Geschehen. Die Wahl erfolgte aus einem vollkommen richtigen Gefühl heraus, das immer noch mehr einschließt als bloß der Intellekt. So wie man ja auch kaum wußte, wie weit dieses Zeichen in Wirklichkeit über Norddeutschland hinaus verbreitet war. Die überkreuzten Giebelpferde waren vom Bauernhaus übernommen. Dort hatten sie einst eine Bedeutung im Volksglauben, von der sich vor allem in Bayern und Österreich Reste erhielten. Noch kennt man sie z. B. in Niederösterreich als Schützer, Helfer und Glücksbringer. Aber auch wenn man bloß eine ursprünglich ländliche Organisation mit einem Sinnbild aus der heimischen Volksüberlieferung bezeichnen wollte, zeigt sich das aus den Pferdeköpfen gebildete Giebelkreuz als echtes Symbol, das einen „für den Verstand unausschöpfbaren Sinngehalt bildhaft verdichtet"[1c]. Auch der Mensch von heute kann es als Teil für das Ganze nehmen. Sowohl für das Haus als Heim und Besitz der Familie und die Gemeinschaft, die es schuf; mit allem was darin an

---

[1c] G. Schack, Das genossenschaftliche Symbol. Über die Herkunft und die Bedeutung des Giebelkreuzes. Landwirtschaftliches Wochenblatt f. Kurhessen — Waldeck, 175. Jg. 1966, S. 2956.

gegenseitigem Zusammenstehen und Geborgenheit beschlossen liegt. Gleichzeitig kann es aber auch im übertragenen Sinne für weiterentwickelte und übergreifende Formen unserer Zeit gelten, die ihre Kraft trotzdem von den uranfänglichen Gemeinschaften her erhalten. Und hier ist es eine besonders eigenartige Fügung, daß der Westerwald, in dem Raiffeisen sein Werk begann, zu jenen Gegenden gehört, in denen die Giebelpferde noch lebendig waren. Es stimmt auch in dieser Hinsicht alles richtig zusammen.

Begreiflicherweise bestand bei den Raiffeisenkassen ein Interesse an der wissenschaftlichen Erforschung ihres Symboles. Das drückte sich u. a. darin aus, daß ihr Verband in der Steiermark eine Broschüre finanzierte, die sich mit Giebelzeichen verschiedener Art, darunter natürlich die Pferde, befaßte[2]). Als nun mit meiner gesamteuropäischen Untersuchung, gerade der Pferdeköpfe, noch bedeutend weiter ausgegriffen wurde, ermöglichte der Österreichische Raiffeisenverband auch hier die Drucklegung des Werkes. Für diese großzügige Unterstützung sei ihm und seinen leitenden Persönlichkeiten der herzlichste Dank ausgesprochen.

Ein Werk dieser Art — mag es auch an Umfang nicht allzu groß sein — umspannt doch viele Gebiete Europas, von denen ich immerhin in direkter eigener Aufnahme außer dem gesamten österreichischen Südbereich und dem anschließenden Engadin auch einige norddeutsche Gegenden (Lüneburger Heide, Teile von Schleswig-Holstein) sowie Mittelschweden, Süd- und Mittelnorwegen auch auf diese Giebelzeichen hin selbst untersuchte. Dies war nicht möglich ohne manche Hilfeleistung motorisierter Art in Nordtirol, Niederösterreich und Norwegen. Andere Gebiete durchwanderte ich buchstäblich, vor allem Südtirol und Schweden. Für diese Hilfen habe ich der Tiroler Landesregierung und einigen autobesitzenden Freunden zu danken: Oberstudienrat H. Lager, Dipl.-Ing. W. Vogl, Dr. K. Flemmich, DDr. M. Größl, Dr. H. Fielhauer und Prof. H. Zaluda. Mein Hörer H. C. Dosedla steuerte den zeichnerischen Teil der Abbildungen bei, meine Mitarbeiterin Dr. E. Klenk half höchst umsichtig in organisatorischen Dingen bei der Drucklegung. Vor allem danken möchte ich aber auch meiner Frau, die auch auf den Kundfahrten oft half und manches Zeichen erspähte, das wir übersehen hätten.

Wien, im Juli 1967

Richard Wolfram

[2]) A. Hergouth und K. Vollath, Giebelzeichen, Schutz für Haus und Familie, Wien 1963.

1. Einleitung

Das Haus umschließt und schützt unser „inneres Leben". Diese Aufgabe verstärkt der Mensch nicht nur durch Rechtssatzungen seinen Mitmenschen gegenüber, sondern auch durch das Anbringen von Zeichen und wirksamen Symbolen am Hause, welche jeglichem Übel wehren und diesen Raum der Lebensmitte unter den Schutz höherer Mächte stellen[3]). Ein Anliegen, das zu allen Zeiten bestand und dessen Zeugnisse daher auch in die Früh- und Vorgeschichte zurückreichen.

Hand in Hand damit geht der Wunsch, bei steigendem technischen Können das Haus in Bauweise und Schmuck stattlich zu gestalten, sofern es die Verhältnisse nur irgend zulassen. Nach dem Zeugnis der Hausurnen[4]) wurde hier schon in der älteren Bronzezeit Beachtliches erreicht. Dabei verschmilzt besonders in Spätzeiten der Schmuck mit den wirkenden Sinnzeichen oft so, daß es zuweilen schwer hält zu sagen, wann das eine und wann das andere gemeint ist. In sehr vielen Fällen läßt sich aber der Beweis doch eindeutig führen. Sei es durch direkte Aussage des Volkes über einen dem Zeichen innewohnenden Sinn, sei es durch Schlüsse des Forschers. Hier ist besonders der Ersatz älterer Zeichen durch christliche, vor allem das Kreuz, beweiskräftig.

Eine Gruppe für sich bilden ferner Standes- und Würdezeichen am Hause. Öffentlich wichtige Bauten — z. B. das Rathaus, der Pfarrhof, das Wirtshaus, Häuser von Verbänden usf. — pflegen schon baulich besonders gestaltet und herausgehoben zu sein. Auf ihren Zweck deuten außen auch eigene Abzeichen. Ähnlich die Wohn- und Arbeitsstätten von Angehörigen mancher Stände und Berufe. An Häusern der Bergleute finden wir Schlägel und Eisen über der Türe, bei Jägern Hirschgeweihe, Fischer verwenden oft geschnitzte Darstellungen, welche auf

---

[3]) L. Weiser, Das Bauernhaus im Volksglauben, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LVI, Wien 1926, bes. S. 6 f.; R. Wolfram, Heim und Hausbau im Volksbrauch, Sonderdruck aus dem Jahrgang 1952 der Zeitschrift „Das Wüstenroter Eigenheim" (in dieser als Folge von 5 Aufsätzen), Salzburg 1952; K. S. Kramer, Vom Schutz und Frieden des Hauses, in: Der Zwiebelturm, 6. Jg., Regensburg 1951, S. 155 ff.; ders.: Das Haus als geistiges Kraftfeld im Gefüge der alten Volkskultur, Rheinisch-westfälische Zeitschrift (Zs.) f. Volkskunde, 11. Jg. Münster 1964, S. 30 ff.

[4]) F. Behn, Hausurnen, Vorgeschichtliche Forschungen 1. Bd., Berlin 1924—1926.

ihren Beruf hindeuten, und schließlich gehören dazu die vielen Handwerkerzeichen. Hier reihen sich auch die Wirtshausschilder an, deren Kulturgeschichte noch gar nicht zur Genüge durchleuchtet ist[5]).

Eine Gesamtdarstellung der Zeichen und Sinnbilder, die an allen wichtigen Stellen des Hauses auftreten, wäre ein umfängliches Unternehmen, das Bände erfordern würde. In der vorliegenden Untersuchung beschränke ich mich daher auf einen Ausschnitt aus der Fülle der wirksam gedachten Zeichen in Segen und Abwehr, nämlich die paarigen, gekreuzten Pferdeköpfe an den Giebeln. In systematischen Bestandesaufnahmen in meiner österreichischen Heimat und anschließenden Gebieten sowie europäischen Vergleichsstudien, ferner auf bisher noch nicht zielstrebig begangenen Wegen der Deutung glaube ich einen Stoff vorlegen zu können, der über die bisherige reiche Literatur zu dieser Frage noch ein gutes Stück hinausführt[6]).

---

5) R. Wolfram, Zur Frage des Männerhauses in Europa, Actes du IVe Congrès International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques, Vienne 1952, Tome III, p. 74 f. Die kleine Vorveröffentlichung aus umfassenderen Forschungen, „Wirtshausschilder, Zeichen schweizerischer Gastlichkeit", von R. Creux, Zürich 1962, geht auf Hintergründe des älteren Volksglaubens nicht ein.

6) Angeregt durch zwei kurze Bemerkungen in J. Grimms Deutscher Mythologie (4. Aufl. Bd. 2, S. 550, Bd. 3, S. 190) befaßt sich seit gut 100 Jahren ein zahlreiches, aber meist recht verstreutes Schrifttum mit den Pferdekopfgiebeln. Auf die einzelnen Arbeiten wird jeweils im Laufe dieser Untersuchung verwiesen werden. Hier seien nur einige wichtigere Schriften aus der frühen Zeit, sowie der jüngsten Vergangenheit genannt. Am Beginn der ausführlicheren Beschäftigung mit den Pferdekopfgiebeln stehen zwei Arbeiten: A. Peez, Die Roßköpfe auf den deutschen Bauernhäusern, Westermanns Monatshefte 1859, wiederabgedruckt in: Erlebt und erwandert, Wien 1899, S. 1—12; ferner Chr. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland, Kiel 1860, 69 S. In der Folge beschäftigten sich hauptsächlich norddeutsche Verfasser in einzelnen Aufsätzen mit dem Thema. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts erwachte in Österreich und Bayern neues Interesse an der Frage. Hier ist der wichtige Aufsatz von K. S. Kramer zu nennen, Pferdeköpfe auf bayrischen Bauernhäusern, Jahrbuch des Bayerischen Heimatbundes, München 1938, S. 36—41. Einen Überblick im Südostzipfel Niederösterreichs gab R. A. Hrandek, Eine Bestandsaufnahme der Giebelzeichen in der Dreiländerecke, Burgenländische Heimatblätter, 9. Jg., Eisenstadt 1947, S. 106—114. Meine eigene Beschäftigung mit diesen Giebelzeichen seit 1932 wurde zunächst nur indirekt wirksam. Aus einer Seminararbeit bei mir ging die ungedruckt gebliebene Grazer Dissertation meiner Schülerin Helga Harter hervor, „Giebelzeichen. Form, Verbreitung, Entwicklung", 1951. Sie behandelt die Giebelzeichen überhaupt, nicht nur die Pferdeköpfe. Eine sehr gründliche Arbeit. Auf Harter fußt teilweise auch die Broschüre „Giebelzeichen, Schutz für Haus und Familie" von A. Hergouth und K. Vollath, Wien 1963.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß sich Segenszeichen sowohl im Inneren des Hauses befinden, gehäuft aber an seiner Außenseite. Hier in erster Linie an den wichtigen Stellen, welche einen Zugang ins Hausinnere ermöglichen — also Türen, Tore, Fenster, Rauchluke-Uhlenloch — wie an der großen Schutzbedeckung des Daches. Giebelspitze und Giebelfeld, die ja auch gerne eine Schauseite des Hauses bilden, haben besonderen Anteil daran. Vielleicht kommt es auch nicht von ungefähr, daß in verschiedenen Gegenden (z. B. Südtirol und Norddeutschland) auch das untere Ende der Windbretter, das sich auf der Höhe der Dachtraufe befindet, zu Drachenköpfen ausgeschnitten ist, denen sich die gotischen Wasserspeier gedanklich etwa vergleichen. Denn die Traufenlinie ist — wie viele Vorstellungen des Volksglaubens bezeugen — die äußerste Schutzgrenze des Hauses gegenüber allen Mächten des „Außen". Auch an ihr bedarf es der Geisterwehr.

Wo die Zeichen sonst im einzelnen angebracht sind, wechselt mit der Bauweise und landschaftlichen Gepflogenheiten. Das kann z. B. der Türsturz sein oder die Türe selbst. Man denke nur an die vielen „Sonnentore" des süddeutschen Raumes und besonders der donauländischen Gebiete Österreichs. An den Türen finden sich die mit geweihter Kreide angeschriebenen Kreuze und Anfangsbuchstaben der „Heiligen Drei Könige" oder angenagelt kleine Kreuze, die aus dem Osterpalm geschnitten sind. Teile des Osterpalms stecken im übrigen auch unter dem Dach. An Türe und Fensterkreuz heftet man in einem Teil unseres Landes die Sonnwendbüschel, oder Kränzlein, die von Fronleichnamsstauden stammen; in Westösterreich etwas von den an den „Frautagen" geweihten Kräutern.

Bei diesen jährlich erneuerten Segenszeichen ist der Sinn deutlich. Aber auch die von geschnitztem und gemaltem Schmuck umrahmten Hoftore, etwa des Teutoburger Waldes, weisen sicht-

---

Eine Anfrage von mir an die „Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz" im Jahre 1958 über Einzelheiten dieser Giebelzeichen in der Schweiz führte zu einer gesammelten Behandlung dieses Stoffes durch M. Gschwend, Köpfe und Fratzen an schweizerischen Bauernhäusern, Festschrift für Alfred Bühler, hg. v. C. A. Schmitz u. R. Wildhaber, Basler Beiträge zur Geographie u. Ethnologie, Ethnolog. Reihe, Bd. 2, Basel, 1965, S. 139—170. Ich selbst berichtete auf der Arbeitstagung des deutschen Volkskundeatlasses in Bonn 1959 über meine in jahrelanger systematischer Feldforschung in Tirol und Niederösterreich aufgenommenen Sammelergebnisse an Pferdekopfgiebeln. Eine Verbreitungskarte für Südtirol enthält der Protokollband dieser Tagung. Auf der österreichischen Volkskundetagung in Strobl 1964 berichtete ich erstmals zusammenfassend und legte auch den neuen Deutungsversuch vor, den ich schon 1934 in dem durch die Kriegsereignisse nicht mehr zur Veröffentlichung gelangten Teil meiner Habilitationsschrift vorgeschlagen hatte.

lich sinnerfüllte Zeichen auf, z. B. Engel, die Ranke aus dem Doppelhenkelgefäß, die Hausschlange usf. Geschnitzte Schlangen treffen wir auch an den Toren bayrischer Gehöfte[7]). An westdeutschen Fachwerkhäusern ist die Schlange geschnitzt, die sich über ein Herz beugt oder einen Dreisproß, der ja auch Lebenssinnbild ist. In Hessen und der Pfalz sind vor allem die Eckständer der Fachwerkhäuser Träger von mannigfachen Sinnzeichen. Unter ihnen, außer dem Herz, der Schlange und dem Dreisproß, auch die Blume, welche als Zeichen neuen Lebens aus den vereinten Händen eines Menschenpaares aufwächst[8]). Hier überwiegen die Segenszeichen jene der Abwehr. Im Alten Lande werden die Ziegel der Giebelwand ornamental gesetzt. Unter den dabei üblichen Zeichen wird dem „Donnerbesen" oder „Hexenbesen" eine besondere Bedeutung zugemessen. Das Volk nennt ihn auch „Gewitterquast"[9]). Fachwerkhäuser in Westdeutschland ordnen die Balkensetzung oft außerordentlich kunstvoll an, so daß Ornamente gebildet werden. Die dabei sicher beabsichtigte Schmuckwirkung vereint sich aber auch hier mit Sinnzeichen. Als solche sind wahrscheinlich ursprünglich schon die durchgekreuzten Rauten anzusehen, sicher aber tulpenartige Dreisprosse und Radkreuze, die bestimmt nicht konstruktiv bedingt sind. Sie zieren meist weithin sichtbar das Mittelfeld des Giebels[10]). An ihrer Stelle traf ich im Sauerlande als Balkensetzung auch das christliche Kreuz an, was einen Rückschluß auf eine Bedeutung auch der anderen Zeichen erleichtert. Schließlich krönen mannigfache Zeichen die Giebelspitze des Dachfirstes[11]). Hierher gehören verschiedene paarige Zeichen, zu denen die gekreuzten Pferdeköpfe zu zählen sind. Aber auch andere, wie Schwäne, Steinböcke usf. Ein sehr weiter Bereich, den ich auch in langjähriger Arbeit untersucht habe, sind die

---

7) W. Berger, Bayrische Schlangentore, Der Zwiebelturm, 14. Jg., Regensburg 1959, S. 58.

8) H. Winter, Die Irminsul u. die Eckständer unserer Fachwerkhäuser, Volk und Scholle, 14. Jg. 1936, S. 193 ff.; F. Mößinger, Der wilde Mann u. die Schlange am Eckbalken, Germanien, 14. Jg. S. 76 f.

9) Chr. Petersen, Der Donnerbesen, Kiel 1862.

10) Einige Beispiele bei W. Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen u. auf Werken der Volkskunst, Leipzig 1938, Abb. 192—199, 235—240.

11) Das Dach ist vor allem auch der Raum von Schutzmitteln gegen den Blitz. Ich erinnere an die „Hauswurz", an die unter das Dach gelegten prähistorischen Äxte, die man als „Donnersteine" bezeichnet, in den Firstbalken eingestemmte, als geweiht geltende „Antlaßeier", selbst der abgeräumte Christbaum kommt vielfach bis zum nächsten Weihnachtsfest als Gewitterschutz unter das Dach, weil auch er der sakralen Sphäre zugehörig empfunden wird. Hier ordnet sich selbst ein verhältnismäßig junger Brauchgegenstand den alten Sinnbezügen ein. Vgl. R. Wolfram, Christbaum und Weihnachtsgrün, Kommentar zur 2. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses, Wien 1965, S. 58 f.

Drachenköpfe an Giebeln. Auch davon hat nicht nur Skandinavien, sondern insbesondere Tirol einen überaus reichen Bestand, den ich bei anderer Gelegenheit vorlegen möchte[12]). Schließlich kennen wir an der Giebelspitze Hähne, segnende oder abwehrende Hände, in Menschenköpfe oder Fratzen auslaufende Balkenenden und zahlreiche andere Gebilde. Überragend ist aber vor allem die Rolle des christlichen Kreuzes am Giebel, dessen Bedeutung keinem Zweifel unterliegt.

Meines Wissens noch kaum beobachtet ist eine Gepflogenheit, die ich in etlichen Salzburger Tälern (z. B. Wagrain, Kleinarltal, Großarltal) näher studierte. Hier fand ich eine gesetzmäßige Anordnung von Schmuck und Sinnzeichen. An den etwas vorstehenden Köpfen der Firstpfetten alter Bauernhäuser tragen die Seitenflächen der Balkenenden ausgeschrieben oder in Buchstabenkürzung den Namen des Erbauers des Hauses und die Jahreszahl. Hingegen hat die Unterseite der Balken, welche auf die Eintretenden herabblickt, regelmäßig die heiligen Zeichen und Glückssymbole. Und zwar vollkommen gesichert in ihrer Bedeutung. Etwa die Buchstabenkürzung „G G G", die nach der direkten Auskunft vieler Gewährsleute „Gott gebe Glück" heißt. Die Einzelheiten dieses ziemlich umfangreichen Sammelgutes muß ich auch für eine andere Veröffentlichung aufsparen, weil sie hier den Rahmen sprengen würde.

Diese Blickrichtung der Zeichen nach unten ist sicher kein Zufall. Ähnliches kehrt bei den geschnitzten Drachenköpfen und den christliche Segenszeichen (Kreuz, Kelch) tragenden Händen am Unterfirst Tiroler und oberbayerischer Bauernhäuser wieder. Auch sie habe ich in Tirol in so gut wie sämtlichen Tälern meist Haus für Haus festzustellen gesucht und im Lichtbild festgehalten. Diese Zeichen sind nicht am Kopf der eigentlichen Pfette (nur zuweilen ist auch dieser als Drachenkopf ausgeschnitten), sondern an Zugbändern für Flugpfettenträger, Verstrebungen des Bundwerkes usf., meist schräg abwärts gerichtet. Sie schauen direkt auf jeden herab, der im Hause ein- und ausgeht. Jeder Eintretende sieht sich ihnen gegenüber, blickt er auf. Das zähnefletschende Drachenmaul ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel der Abschreckung allen Übels. Im Salzburgischen, besonders im Flachgau, im östlichen Pongau, im angrenzenden Bayern bis Wasserburg, aber auch im westlichen Oberösterreich finden wir abermals Tiere unterhalb des Hausgiebels. Teils in ähnlicher Stellung, teils gerade aus der Wand blickend. Bei ihnen läßt sich oft schwer entscheiden, welches Tier gemeint ist. Neben deutlichen Pferden stehen eher an Katzenköpfe gemahnende Häupter und dergleichen.

---

[12]) Eine Verbreitungskarte wird die 3. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses enthalten.

Natürlich traten im Verlaufe der Entwicklung die christlichen Segenszeichen immer mehr an die Stelle der alten Symbole. Gerade die Tiroler Häuser tragen oft beides in fröhlicher Vereinigung. Ein Hof in Schenna hat z. B. an der Giebelspitze die gekreuzten Pferdeköpfe. Direkt unter der Giebelspitze aber ist eine recht altertümliche geschnitzte Statue des heiligen Johannes (Abb. 14). Daß die Zeichen beiderlei Herkunft funktionsgleich auftreten, zuweilen am gleichen Hause, ist ein Beweis dafür, daß auch die alten Zeichen nicht bloß ornamentaler Schmuck waren, sondern Sinngehalt hatten. Als Übergang sehen wir häufig das Kreuz zwischen zwei gekreuzten Pferdeköpfen, Drachenhäuptern oder Steinböcken an der Giebelspitze. Reiche Beispiele dafür finden sich in Hafling (Südtirol), im Ötz- und Wipptal (Nordtirol) usf. In Nordtirol bilden die paarigen Tiere an der Giebelspitze ganze Landschaften. Im östlichen Teil finden wir häufig zwei Löwen, in der Mitte des Landes zwei Steinböcke, im Ötztal Vögel. Überall eingestreut aber sind oder waren die Pferdekopfgiebel. In Schenna bei Meran wollte man sich offenbar doppelt absichern. Beim Nachbarn des Mair im Ort stellten sie deshalb auf einen der herabblickenden Drachenköpfe noch eine kleine Marienstatue (Abb. 1). Im Gsiestal aber fand ich einen Hof, dessen einer Giebel Herz, Anker und Kreuz trägt, die Sinnbilder von Glaube, Liebe und Hoffnung, während den anderen zwei gekreuzte Perdeköpfe zieren (Abb. 2, 3). Solcher Beispiele gibt es mehr. In St. Gertraud im Ultental (Südtirol) sind die Giebelpferde übrigens sogar auf dem Pfarrhof, ebenso auf dem Widum von Unser Frau (Schnalstal).

Eine der Streitfragen bei den Giebelzeichen geht darum, wieviel aus baubedingten Zweckformen entsprang, die erst im Laufe der Entwicklung eine künstlerische Ausgestaltung erfuhren und in die dann eine Bedeutung hineingesehen wurde. Und wieviel war von vornherein sinnbildlich gewollt?

Der entschiedenste Verfechter einer Ableitung aus ursprünglich nur technischen Baugerüsten, an die sekundär auf einer gewissen Entwicklungsstufe dann auch Verzierungen angebracht wurden, ist R. Mielke[13]). Insbesondere bei den gekreuzten Pferdeköpfen verficht er eine Entstehung, die nicht in eine Zeit mythischer Bezüge hinabreicht. Erst mit der Verkümmerung und dem Verschwinden des Walmes hätte der nun auftretende Steilgiebel den Schutz seiner Kanten durch Windbretter erfordert. Überstehende Enden an der Spitze boten dann die Möglichkeit zu einer entsprechenden künstlerischen Ausgestaltung, einem natürlichen Schmuckbedürfnis entgegenkommend. Das aber sei in größerem Ausmaße erst nach dem Dreißigjährigen Kriege

13) Alter und Bedeutung des sächsischen Pferdegiebelschmuckes, Zs. f. Ethnologie, 66. Jg., 1934, S. 247—261.

eingetreten. „Das Giebelzeichen ist also von Hause aus kein Apotropeion. Es ist aus der Konstruktion des Daches hervorgegangen[14])."

Auch wenn Mielke bei anderen Zeichen eine Schutzfunktion und selbst mythische Bezüge nicht leugnet, so ist für ihn eine solche doch offenbar nicht das Ursprüngliche. Mielkes zeitliche Ansätze sind jedoch schon deshalb nicht aufrechtzuerhalten, weil inzwischen eindeutige Giebel mit gekreuzten Pferdeköpfen aus sehr viel früheren Jahrhunderten festgestellt wurden. Unter anderem auf Bildgeweben des noch wikingerzeitlichen Osebergschiffes in Norwegen an einem noch heidnischen Sakralbau. Aber auch grundsätzlich muß gesagt werden, daß nicht erst der Steilgiebel Voraussetzungen für überkreuzte Windbretter bot. Auch das Uhlenloch des strohbedeckten Walmdaches mußte durch ein Bretterdreieck geschützt werden. Beim Niedersachsenhaus finden wir denn auch an dieser Stelle gekreuzte Pferdeköpfe. Eben diese Stelle galt es aber auch ideell zu schützen, denn das Loch für den Rauchabzug bildet eine Möglichkeit für das Eindringen feindlicher Geisterwesen ins Haus. Selbst in später Zeit gilt der Rauchfang noch als Weg der Geister. Wenn irgendwo, dann war das Anbringen von Schutzzeichen hier gewollt. Künstlerische Antriebe bei der Ausgestaltung des Hauses sollen natürlich keineswegs geleugnet werden. Auch nicht die Bedeutung technischer Voraussetzungen, um sie anbringen zu können. Aber man wird wohl zugeben müssen, daß es auch von Anbeginn an wirkend geglaubte Zeichen und Sinnbilder gab. Es ist ja auch klar, daß die Glaubenswelt insgesamt nicht bloß aus Technikformen abgeleitet werden kann.

Eine konstruktiv wichtige Aufgabe hat z. B. der in weiten Gegenden verbreitete aufrechtstehende Giebelpfahl. Wo die Giebelbretter nicht überkreuzt sind, werden sie schräg abgesägt und an der Spitze aneinandergesetzt. Diese Fuge wird besser geschützt und der Halt verstärkt, wenn hier eine senkrechte Leiste davorgenagelt oder ein Pfahl eingefügt wird, der allerdings dann auch Träger mannigfacher Ausgestaltung ist. Knauf und Dreisproß sind seine wichtigsten Bekrönungen.

Die Technikfrage hat für die gekreuzten Pferdeköpfe sicherlich auch Bedeutung. Bei ihnen handelt es sich in der Regel um die über die Giebel hinausstehenden Enden der Schutzbretter an der Dachkante bei gewissen Arten der Dachbedeckung und Konstruktion. Am Kreuzungspunkt sind die Bretter oder Balken durch einen Holznagel miteinander verbunden. Die überstehen-

---

[14]) ebda. S. 256. Verschiedene technische Methoden zur Sicherung des Strohbelags durch Windbretter bei H. Phleps, Holzbaukunst, Der Blockbau, Karlsruhe 1942, S. 89, Abb. 115. Auch die einander überkreuzenden „Hemmklauen" entlang des Dachfirstes, die von der Giebelform unabhängig sind, sind oft ausgeschnitten.

den Enden sind dann zu Tierbildern ausgeschnitten, welche sich zunächst wohl innerhalb der Bretterbreite halten. Diese aber ist oft beträchtlich, denn das zu schützende Strohdach ist z. B. bis zu 40 cm dick. Eine Verbreiterung der Zierfläche kann durch Anleimen erzielt werden. Es muß jedoch betont werden, daß solcher Schutz und solche Zier nicht auf das steile Strohdach beschränkt sind, sondern auch beim flachen Legschindeldach der Pfettenkonstruktion auftreten[15]). Daher finden wir in Südtirol, Nordtirol, Graubünden, Oberbayern und dem Böhmerwald diese gekreuzten und an den Enden ausgeschnittenen Giebelbretter gleichfalls. Wie sehr auch das schindelgedeckte Flachdach des Schutzes bedarf, zeigen im Gebirge die auf dem Dach liegenden schweren Steine gegen Angriffe des Windes. Aus dieser Funktion stammen Namen für solche Giebelbretter, wie „Windbretter", „Windberge", „Windschar" usw. Beim Steilgiebel sind es lange Bretter oder Balken, welche die ganze Giebelkante decken. Träger der Rößchen können aber, wie gesagt, auch die kurzen Schutzbretter des Giebeldreiecks beim norddeutschen Walmdach sein.

Zuweilen beobachten wir, daß Windbretter am Giebel enden. Die geschnitzten und weiter aufragenden Teile sind dann aufgesetzt oder angefügt. Das gilt sehr häufig für die nach innen blickenden Steinböcke auf Tiroler Giebeln. An russischen Bauernhäusern scheinen die geschnitzten Pferdeköpfe zuweilen überhaupt nur aufgesetzt gewesen zu sein, wenigstens nach den Abbildungen zu schließen. Auch norddeutsche Rößchen können angesetzt sein. In den Niederlanden vollends sind die paarigen Schwanenzeichen, die dort im eigentlichen Friesland die Stelle der Pferde einnehmen, frei auf dem Dache aufgesetzt und müssen gegen den Winddruck durch eine eigene Stange gestützt werden. Hier besteht keine organische Verbindung zwischen Schmuck und zweckbedingtem Bauglied. Die Zeichen entspringen nicht der Konstruktion.

Dies ließe sich unter Umständen als spätere Entwicklung auffassen, so wie ja auch das christliche Kreuz meist nur aufgesetzt ist. Auch die halbrunden Oberteile unserer vielen sogenannten „Sonnentore" an Scheunen und Hauseinfahrten in Österreich hat man aus der Konstruktion ableiten wollen. Dem steht unter anderem entgegen, daß die Bretter gar nicht in solcher strahlenförmiger Anordnung gesetzt werden müssen, um den Raum zu decken. Es gibt Tore mit gerader Bretterfüllung, auf denen dann runde Strahlen vom Sonnenpunkt ausgehend eigens aufgesetzt sind. Hier ist der Wille zum Bild eindeutig. Nicht konstruktiv bedingt sind ja auch die zahlreichen heiligen

---

15) Durch Österreichs Mitte geht eine Nord-Süd-Grenze, westlich von ihr haben wir die flache Dachneigung, östlich das Steildach. An beiden finden sich die Pferdeköpfe.

Schutzmittel, die im Brauchtum des Jahreslaufes in steter Erneuerung am Hause angebracht werden, meist pflanzlicher Herkunft. Der Wille sowohl zum Schmuck, wie zum schützenden Segenszeichen bedient sich natürlich aller Möglichkeiten, auch der sich technisch ergebenden. Er entstammt diesen aber nicht bloß.

Wenden wir uns nun dem eigentlichen Gegenstand dieser Untersuchung zu. Im Bewußtsein der Allgemeinheit gelten Norddeutschland und das Niedersachsenhaus als der klassische Bereich der Pferdekopfgiebel. Es ist daher für viele überraschend, daß sich diese Auszier auch am Südrand des deutschen Sprachgebietes von Niederösterreich, Bayern und Tirol bis nach der Ostschweiz noch in der Gegenwart findet. Allerdings verschwindet die alte Dachbedeckung heute unter dem Einfluß der Feuerversicherung sehr rasch, viele Häuser werden überhaupt neu gebaut und dann natürlich ohne diese Zeichen. Nur in seltenen Ausnahmefällen wird der alte Giebelschmuck auf das neue Ziegeldach übertragen. Die Bestandesaufnahmen, die ich in den letzten Jahrzehnten durchführte, geschahen daher vielfach im letzten Augenblick. Bis zum zweiten Weltkrieg war z. B. das niederösterreichische Waldviertel eine ausgesprochene Landschaft von Pferdekopfgiebeln. Heute wird man nur mehr ganz vereinzelte Stücke finden, zum Teil an verlassenen und verfallenden Häusern. Die „Bucklige Welt“ im Südosten Niederösterreichs hat sie zwar noch, dort vollzieht sich aber eben der Zusammenbruch der alten Form. In der vorliegenden Arbeit möchte ich daher den gerade noch geborgenen österreichischen und süddeutschen Stoff etwas ausführlicher behandeln. Daran soll sich ein räumlicher Gesamtüberblick über Europa schließen, der natürlich nur skizzenhaft sein kann und sich vor allem auf vorhandenes Schrifttum oder Auskünfte stützen muß. Selbst habe ich davon nur Teilgebiete auf diese Formen hin untersucht. Der darauf folgende Abschnitt versucht, die zeitliche Tiefe auszuloten, so weit es die Belege gestatten. Das letzte Kapitel soll der Deutungsmöglichkeit gewidmet sein.

2. Die Pferdekopfgiebel in Österreich, Bayern und der Schweiz

Wenn wir im Osten beginnen, so weist **Niederösterreich** noch in unserem Jahrhundert zwei Dichtegebiete von Pferdekopfgiebeln auf: es ist der Nordwest- und der Südostzipfel dieses Bundeslandes. Beide sind ausgesprochene Rückzugsgebiete auf landschaftlich besonderer Grundlage. In Niederösterreich sind die Pferdekopfgiebel allenthalben mit dem Strohdach verbunden, im gesamten übrigen süddeutschen Bereich mit dem Legschindeldach.

Im nordwestlichen Niederösterreich ist es das sogenannte „Waldviertel", in dem wir die Pferdeköpfe antreffen. Ein Stück des hochgelegenen, klimaungünstigen Urgestein-Rumpfgebirges, das als wellige Hochfläche vom mitteldeutschen und böhmischen Urgesteinsmassiv bis zur Donau reicht. Einst war das Gebiet vom großen Grenzwald der „Silva Nortica" bedeckt, der erst schrittweise und in der Hauptsache von den deutschen Siedlern gerodet wurde. Heute noch erfüllt der Wald ein Viertel des Landes. Die Grenze des Pferdekopfgiebel-Gebietes bildet im Osten eine Süd-Nord-Linie, die zunächst durch den Kamp nördlich von Krems gebildet wird, dann das Horner Becken und in direkter Linie weiter nach Norden bis zur Landesgrenze. Das große Weinviertel östlich davon ist heute jedenfalls ohne solche Giebel.

Als ich in der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre das Waldviertel planmäßig durchstreifte und durchfuhr, war es schon zu spät. Wenige Jahre zuvor waren die Pferdekopfgiebel fast ganz verschwunden, ich konnte ihr einstiges Vorhandensein in der Hauptsache nur mehr erfragen. Doch gibt es noch reichlich Bildzeugnisse und einige Originalstücke. Als ich diesen Giebeln im Waldviertel 1935 zum ersten Mal Beachtung schenkte, sah ich sie noch zahlreich in situ. Der Rückgang begann allerdings schon in den Zwanziger- und Dreißigerjahren und vollendete sich nach dem 2. Weltkrieg. Ihre frühere Häufigkeit geht aber aus Äußerungen von Gewährsleuten hervor, wie etwa in Dietmanns 1959: „Auf den meisten Häusern waren sie hier darauf. Viele Häuser sind aber jetzt abgebrannt." Ein Beispiel stand aber noch 1966. „Sie waren fast an jedem Haus" (Grafenschlag bei Vitis). „Früher war es schon gleich auf jedem Haus" (Spielberg). „Gekreuzte Pferdeköpfe waren hier überall in der Gegend" (Werschenschlag).

Die Verbreitungskarte, die ich auf Grund meiner Forschungen zeichnete, umfaßt im Waldviertel 79 Ortsbelege, zweifellos waren es aber früher noch bedeutend mehr. Die Karte weist ein Dichtegebiet im Nordosten um Raabs und Waidhofen a. d. Thaya auf. Daran schließt sich eine gewisse Lücke (durch Befragung festgestellt), die aber wieder von einer Belegzone am Westrand nördlich von Gmünd bis Litschau abgelöst wird. Südlich von diesen Dichtezonen kam diese Giebelzier aber gleichfalls vor. Es ist ein West-Ost-Gürtel südlich von Weitra bis nordwestlich von Krems. Die Belege sind hier nicht so dicht, was zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß ich noch nicht alle Orte gleichmäßig erfassen konnte. Eine Fundlücke bildet auch der große Truppenübungsplatz zwischen Döllersheim und Allentsteig, der nach 1938 angelegt wurde und dessen Dörfer nicht mehr bestehen.

Die Giebelzeichen des Waldviertels sind verhältnismäßig einfach durch den Zimmermann behauene oder ausgeschnittene Balkenenden, die in der Regel nur einen Tierkopf erkennen lassen, bei dem die aufrechtstehenden Ohren betont sind. In Ausnahmefällen, wie auf einem Giebel in Schwarzenau, ist der ganze Tierkörper mit den Andeutungen der Vorder- und Hinterfüße dargestellt. Die Tiere blicken durchwegs nach außen (Abb. 4). Im Gegensatz zu den Tiroler Giebelpferden, die aus Brettern ausgesägt sind, handelt es sich bei den niederösterreichischen um dünnere oder dickere Balken, die in der geschilderten Weise bearbeitet wurden. Es kann jedoch kein Zweifel darüber herrschen, welches Tier gemeint ist, denn die häufigste Bezeichnung ist „Roßgoschen" (Pferdemäuler) oder daneben auch „Roßköpfe". Die geringe Deutlichkeit mancher Darstellungen verursachte auch zuweilen vorkommende Namen wie „Katzenköpfe" oder nur „Giebelgoschen" (Groß Weikertschlag) und „Fürchtreider" (Neu Nagelberg, Reichenau am Freiwald).

Im Südwesten des Waldviertels weicht diese Form in einem eingesprengten ziemlich geschlossenen Gebiet einer anderen, die wie zwei etwas gebogene Rinderhörner aussieht (Abb. 5 a, b). Das bemerkte schon A. Dachler[16]) und ich fand es auf meinen Fahrten bestätigt[17]). Davon gibt es noch ziemlich viele erhaltene Stücke. Diese halbrunden Hörner können so wie die Roßgoschen die Fortsetzung der Windscharen sein, es kommen aber auch zierlichere, bloß aufgesetzte Formen vor, zum Teil mit einem Kruzifix in der Mitte. Die letzteren gemahnen an Giebelzierden, welche ich in Kärnten fand. Auch hier auf das Dach aufgesetzt und nicht organisch mit ihm verbunden. In der Mitte ist ein aufrechtstehender gerader Pfahl, der gerne etwas ausgeschnitten

---

16) Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung, Wien 1897, S. 54.

17) Meine Aufzeichnungen liegen zwischen Martinsberg und Schönbach.

ist. Das Ganze ähnelt so einem Dreisproß. Wie mir O. Moser mitteilt, ist in Kärnten kein besonderer Name für diese Giebelzeichen vorhanden, auch weiß man nichts über mit ihnen verbundene Glaubensvorstellungen. Es ist nur eines sicher, daß sie nicht technisch bedingt sind, sondern gewollte Formen (Abb. 5 c, d). Die Belegorte für die Hörnerzier im Waldviertel sind in der Anmerkung zusammengestellt[18]). Den Hörnern werden wir in Norddeutschland, Skandinavien und dem Baltikum wieder begegnen.

Das zweite Hauptgebiet der Roßgoschen ist die sogenannte „Bucklige Welt" im Südostzipfel Niederösterreichs, südlich von Neunkirchen. Es ist die „Dreiländerecke", wo Niederösterreich, das Burgenland und die Steiermark zusammenstoßen. Die Pferdekopfgiebel reichen in einer Randzone auch etwas ins Burgenland und mit einem Ort in die Steiermark hinein, der Hauptbestand liegt aber in Niederösterreich.

Auch hier handelt es sich um eine Mittelgebirgszone, die sich aus dem Flachland erhebt und als eine eigene Welt deutlich von diesem abgesetzt ist. Wie schon der Name „Bucklige Welt" andeutet, ein sehr welliges Gebiet mit eingetieften Senken und Talfurchen. Neben Dörfern finden wir hier sehr stark eine Besiedlung in kleinen Weilern oder Einzelhöfen. Auch der Haustypus ist von kennzeichnender Art[19]). An den Steilgiebeln der strohbedeckten, verhältnismäßig schmalen Wohn- und Wirtschaftsgebäude sitzen die Roßgoschen an beiden Enden. Auch sie ähnlich einfach gestaltet wie im Waldviertel (Abb. 6). Ich traf Gehöfte,

---

[18]) Gekreuzte Pferdeköpfe: Aalfang, Alt Pölla, Amaliendorf, Bernschlag, Böhmisch Bernschlag, Bromberg, Brunn am Walde, Den Höfen bei Waidhofen a. d. Thaya, Diemschlag, Dietmanns, Dobersberg, Dorna, Drösiedl, Drosendorf und Umgebung, Eibenstein, Edelbach, Eschenau, Firnkranzmühle, Friedersbach, Galthof, Geras und Umgebung, Gerlas, Grafenschlag, Griesbach, Groß Gerungs, Groß Pertenschlag, Groß Rupprechts, Groß Weikertschlag, Grub, Harmannstein, Heinreichs, Hirschbach, Hirschenschlag, Hollenbach, Hörmanns, Kaltenberg, Kirchberg a. d. Wild, Klein Eberharts, Klein Otten, Klein Ulrichschlag, Krumling, Langau, Langfeld, Lindau, Litschau, Loibes, Neu Nagelberg, Ober Thürnau, Ober Thumeritz, Pfaffendorf, Puch, Pyhra, Raabs, Radessen, Radl, Reichenau am Freiwald, Reingers, Reitzenschlag, Riegers Rothenbach bei Hirschbach, Sabathenreith, Sauggern, Scheideldorf, Schlader, Schönau, Schönfeld a. d. Wild, Schwarzenau, Schweinburg, Stein bei Traunstein, Thuma, Trabernreith, Tröbings, Vestenpoppen-Wohlfahrts, Vestennötig, Wappoltenreith, Wenjapons, Werschenschlag, Zabernreith, Zemmendorf. Gekreuzte Hörner: Dorfstadt, Grössenbach bei Martinsberg, Klein Pertholz, Pfaffings, Roggenreith bei Martinsberg, Spielberg, Stein, Traunstein und zwischen Traunstein und Schönbach.

[19]) Vgl. z. B. E. Hamza, Das Rauchstubengebiet im südlichen Niederdonau, insbesondere im Wechselgebiet und der ehemaligen Mark „Pitten" (der „Buckligen Welt"), Zeitschrift f. Volkskunde, 49. Jg., Berlin 1940, S. 109 ff.

die an den Giebeln ihrer Gebäude bis zu sechs Roßgoschenpaare aufwiesen (z. B. bei Geretschlag). Noch vor wenigen Jahren gab es Ortschaften, in denen die meisten Giebel so aussahen (z. B. Pichl, Schwarzenbach, Stang, Ungerbach, Lembach). In Thernberg sagte mir ein alter Bauer 1960: „Vor ca. fünfzig Jahren waren auf jedem Haus die Roßgoschen, auf der Scheune und am Haus." Die heutige Entwicklung kennzeichnet meine Aufnahme von Kleinrathof bei Hochwolkersdorf (Abb. 7). Das alte Wohnhaus mit der schwarzen Kuchl im Abreißen, das neue halb fertig, auf dem Nebengebäude noch die Roßgoschen.

Eine erste Bestandesaufnahme dieser Giebel in der Dreiländerecke unternahm R. A. Hrandek[20]). Ich habe sie auf weiteren Fahrten und Wanderungen ergänzt. Ein kleines Mittelstück, das auf meiner Verbreitungskarte z. T. belegfrei erscheint, ist dies nur, weil ich hier meine Arbeiten nach einem Autounfall abbrechen mußte. Die Giebel sind aber, wie ich aus Berichten weiß, auch hier vorhanden. Die Hauptmasse der Roßgoschen befindet sich östlich des Pittentales, eine kleinere Gruppe auch westlich davon, das nordwestlichste Vorkommen in Altendorf[21]). Wie erwähnt reichen sie auch noch etwas über die Grenze nach dem Burgenland und der Steiermark[22]).

---

20) In den Burgenländischen Heimatblättern 1947, vgl. Anm. 3.

21) Aigen, Alm, Altendorf, Boden, Bromberg, Dreibuchen, Eben, Edlitz, Eichberg, Geretschlag, Grannetschlag Gschaidt, Gumpoldshof, Habich, Haidbauernhof, Harmannsdorf, Hattmansdorf, Hochneukirchen Hochsenn, Hochwolkersdorf, Hosendorf, Innerschilgraben bei Thernberg, Kaltenberg, Kirchau, Kirchschlag Kleinrathof, Krumbach, Lembach, Lichtenegg, Maierhöfen, Maltern, Molfritz, Nussleithen, Petersbaumgarten, Pichl, Prägart, Ransdorf, Saubichl, Schaueregg, Schlägen, Schön bei Schwarzenbach, Schönau im Gebirge, Schützenkasten, Schwarzenbach, Schwarzenberg, Stang, Steinmühle bei Ungerbach, Thann, Thernberg, Thomasberg, Ulrichsdorf, Ungerbach, Wenigreith, Wiesenhof bei Bromberg, Wiesmath, Zöbersdorf, Züggen.
Der Rückgang des Bestandes während der letzten 20 Jahre geht aus einigen Vergleichsziffern hervor. 1947 stellte R. Hrandek z. B. in Pichl 17 Roßköpfe fest, 1967 meine Schülerin Frl. T. Suda lediglich einen Hof mit zwei Paar Roßköpfen. In Ungerbach waren nach Herrn Hrandek „nahezu an jedem Hause Roßgoschen und Windscharn". Frl. Suda fand im Orte selbst nur mehr 2 Paare und in 2 zu Ungerbach gehörenden Rotten noch 3 Höfe und eine Scheune, auf denen noch Roßköpfe vorhanden waren. Davon war der Bussbauernhof II (Habich Nr. 12) ein Beispiel der Übertragung alter Roßgoschen auf ein neues Ziegeldach. Weitere führt Hrandek aus Saubichl Nr. 40 und Redlschlag Nr. 59 an, in letzterem waren 1935 die Roßgoschen noch auf einem Eternitdach. Ein Beispiel für gute Erhaltung bildet der Weiler Steinmühle bei Ungerbach. Noch 1966 sah hier mein Hörer H. Schöbitz auf jedem Gebäude noch die Roßgoschen.

22) Burgenland: Aschau, Bernstein, Dreihütten, Neustift auf der Rosalia, Ober Petersdorf, Redlschlag, Rettenbach bei Bernstein, Sieggraben, Weppersdorf.
Steiermark: Götzendorf.

Der zur Zeit der Befragung (1958) sechsundsiebzigjährige Zimmermann Josef Haller aus Wiesmath, der — wie er selbst sagte — in der ganzen Gegend auf jedem Dach oben war, meinte zu diesen Giebelzeichen: „A Kåtz ihre Ohrwaschln (sind es), die hat ma vor 50 Jahren als Zimmermann gemacht. Die Windscharn hat ma g'hoaßn ‚Roßreiter'. Das Eingebuckelte is der Kåtz ihr Såttel. Unter die Ohrwaschln hat ma a bißl a Fotzn ausg'schnittn, ma muaß a bißl kreuz und quer schneidn."

Diese Äußerungen enthalten die beiden Betrachtungsweisen der Giebelzeichen als Katzen- und Pferdeköpfe. Wobei die bei den Benennungen weitaus überwiegenden Roß-Namen wohl den Ausschlag in dieser Richtung geben dürften. Hingewiesen soll aber auch auf eine Mitteilung von H. Harter (S. 129) aus Niedersachsen werden, daß auf dem Dach ausgebreitete Katzenfelle dem Blitz wehren sollen. Im Gebiet von Hildesheim wurden öfters die Pferdeköpfe der Giebelbretter mit Katzenfellen überdeckt, um so anscheinend die Kraft der Giebelzeichen zu verstärken. Hrandek hörte in Götzensdorf auch die Bezeichnung „Dachmeister" für die Roßköpfe.

Von einer noch gewußten Bedeutung der Zeichen erfahren wir ab und zu. Hrandek (S. 108) führt eine Mitteilung Hommas an, daß die Roßgoschen häufig als Hexenschutz angesehen wurden. Mir sagte ein älterer Bauer 1959 in Altendorf bei Penk, daß sie „ein Schutz" waren. „Ma könnt's scho wieda måchn, aber die jungen Handwerker tatn sågn: bist narrisch?" Eine alte Frau aus Wiesmath aber versicherte mir, „es is a Glückszeichn g'wen (gewesen)." In der Gegend von Waidhofen a. d. Thaya sagten die Bauern, die Roßgoschen bewahrten das Haus vor Blitzschlag (1959).

Die Zweipoligkeit Niederösterreichs bei den Roßgoschen mit einem Verbreitungsgebiet im Nordwesten und einem im Südosten ist aber sicher nur das Bild einer Schwundstufe. Zwischen den beiden Vorkommen gibt es Reste einer schrägen Verbindungslinie quer durch das Land. Dazu gehört erstens der Dunkelsteiner Wald, ein letzter Ausläufer des Waldviertler Urgesteinsmassivs südlich der Donau. Der Donaudurchbruch durch diesen Riegel zwischen Melk und Krems bildet die berühmte Wachau. Im Dunkelsteiner Wald fand ich bei meinen Befragungen etliche Hinweise darauf, daß auch die Strohdächer dieses Gebietes einst Roßgoschen kannten (neben nicht genau lokalisierten Erinnerungen direkte Bezeugungen in Nesselstauden und Griechenberg). Herr Ing. Hrandek berichtete mir, daß er selbst auch noch welche im Dunkelsteiner Wald gesehen habe.

Die Südgrenze des Bereiches ist merkwürdig scharf. Bei einer Kontrollfahrt 1967 fand ich weder in Schäffern, Sparbaregg, Hochart, Wiesfleck, Schreibersdorf, Weinberg und Schönherrn eine Spur von Roßgoschen, obwohl noch eine ganze Menge von Strohdächern vorhanden war.

Die Fortsetzung dieser Linie bilden einige Belege am Hang der Reisalpe südlich von Hainfeld, also etwa halbwegs zwischen St. Pölten und Wiener Neustadt. Auch dieses Vorkommen kannte Dachler schon 1897 in der Gegend von Klein-Zell. Das letzte Paar dieser Giebelzeichen, das 1964 von der Scheune des Gruber-Reithofes beim Umbau entfernt wurde, konnte mein Assistent H. Fielhauer für mein Institut erwerben.

Dieses Bild könnte sich sehr bemerkenswert durch zwei Mitteilungen ändern, deren Gehalt außerhalb meiner Überprüfungsmöglichkeit liegt. Aus dem bisher fundleeren Weinviertel im Nordosten Niederösterreichs berichtet Helga Harter (S. 27) in ihrer Dissertation: „Mein Vater erzählte mir auf meine Frage, daß in seiner Heimat, dem nördlichen Weinviertel, alle Häuser, die in seiner Jugendzeit noch strohgedeckt waren, die gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel getragen hätten." Ob dies wirklich so allgemein galt oder nur für den Umkreis der engeren Heimat, erscheint mir fraglich. Es wäre dann schwer zu verstehen, daß ein so verbreitetes Vorkommen von der älteren Hausforschung nicht bemerkt worden wäre. Kennt sie doch z. B. ganz genau das kleine Vorkommen bei der Reisalpe oder das Einsprengsel der hörnerartigen Zeichen im westlichen Waldviertel. In Teilen des Weinviertels, z. B. südlich von Nikolsburg, sah ich vor dem letzten Weltkrieg zwar noch viele strohgedeckte Häuser, aber sie hatten Walmdächer und daher keine Windscharn mit Roßgoschen. Es mag aber solche Giebel doch einst auch im Weinviertel da und dort gegeben haben. Dafür spricht eine Nachricht, die mir Herr Hrandek übermittelte. Die Mutter eines seiner Gewährsmänner aus Falkenstein, Bezirk Laa a. d. Thaya, behauptete, daß Roßgoschen dort noch auf 5 bis 6 strohgedeckten Häusern vorgekommen seien. Um die Jahrhundertwende seien sie verschwunden.

Das würde bedeuten, daß die Pferdegiebel einst auch in einer dem Typus nach ganz anderen Landschaft Niederösterreichs vorhanden waren, als es die heutigen Rückzugsgebiete sind. Es ist daher möglich, daß Niederösterreich einst zum großen Teil von solchen Giebeln erfüllt war. Auf engere Zusammenhänge deutet auch die verhältnismäßig einheitliche und von Tirol abweichende Art der Ausführung bei den gesamten niederösterreichischen Vorkommen. Schließlich sprechen auch die im geschichtlichen Kapitel zu behandelnden Giebelzeichen am noch romanischen Teil des Wiener Stephansdomes dafür, daß einst solche Zeichen in diesem ganzen Raum, auch im Wiener Umland, üblich waren.

Neben den zu Roßgoschen ausgeschnittenen Windscharn finden sich auch bloß gekreuzte Balkenenden ohne Verzierung. Zum Teil sind sie gehäuft rund um die Roßgoschengebiete Niederösterreichs gelagert. Es wird sich schwer entscheiden

lassen, ob hier eine Restform oder Ausgangsform vorliegt. Die räumliche Nähe zu den Roßgoschen läßt eher an ersteres denken. Nach einer Mitteilung von H. Fielhauer nennt man diese bloß malkreuzartig aussehenden Giebelenden in der Gegend von Klein-Zell „Türkenkreuze", „damit die Türken nichts machen". Also auch ihnen wird hier eine Bedeutung zugeschrieben, die von der leidvollen Geschichte Ostösterreichs geprägt ist.

Während Niederösterreich also einen reichen Bestand ergibt, liegen die Verhältnisse in **Oberösterreich** umso schwieriger. Mein Hörer, Dir. G. Egger, unternahm über meine Bitte eine Begehung des direkt an das niederösterreichische Waldviertel anschließenden Mühlviertler Grenzsaumes. Wie er mir mitteilte, stieß er dabei auf keine Spuren von aus Niederösterreich herüberreichenden Roßgoschen-Vorkommen.

In der Osthälfte Oberösterreichs südlich der Donau und ein Stück hinaufreichend ins Mühlviertel haben wir das Gebiet der großen Vierkanthöfe. Hier kann es keine überkreuzten Giebelzeichen geben, weil keine Dachlatten vorhanden sind. Die Gebäude des Hofes sind in gleicher Dachhöhe fugenlos zu einem Viereck zusammengebaut. Auch bei den Dreikanthöfen hat das Vollwalmdach in der Regel keine Giebelzeichen. Das südöstliche Oberösterreich zwischen Alm und Enns mit der recht altertümlichen Kulturlandschaft der oberösterreichischen „Eisenwurzen" kennt, wie mir Dir. Dr. F. Lipp mitteilt, außer Blechzeichen auf Gewerken- und Herrenhäusern, nichts Einschlägiges, jedenfalls keine Hofgiebelzeichen. Erst im anschließenden Niederösterreich kommt es zu überkreuzten, verlängerten Dachgiebellatten, die aber in der Regel „bildlos" sind. Auch das Salzkammergut fällt aus. Hier gibt es nach F. Lipp nur gelegentlich Zeichen aus Blech. Der Hoffnungsbereich ist also das nördliche und westliche Mühlviertel, ein Teil des Hausruckviertels und das Innviertel.

In einer Besprechung meines Vortrages auf der 2. Arbeitstagung des deutschen Volkskundeatlasses in Bonn 1959 erwähnte E. Burgstaller aus Oberösterreich „noch nicht publizierte Einzelbelege, die die Brücke zwischen dem bayrischen und dem niederösterreichischen Vorkommen bilden[23])". Da sie Burgstaller noch nicht vorlegte, kann ich nur anführen, was sonst in oberösterreichischen Veröffentlichungen vorhanden ist, oder sich im Archivmaterial findet, das mir F. Lipp vermittelte. In seinem Bauernhausbuch kommt E. Kriechbaum[24]) auch auf die Volkskunst am Bauernhause zu sprechen. Er erwähnt dabei Kreuz und Wetterfahnen an den Giebeln und fährt fort: „Andernorts überragen den Giebel seitlich zwei sich

---

23) Österreichische Zs. f. Volkskunde, 63. Jg., Wien 1960, S. 137.

24) Das Bauernhaus in Oberösterreich, Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde, Bd. 29, Heft 3, Leipzig 1933, S. 80.

kreuzende Köpfe, welche sich oft in den Zierlatten des Dachrandes fortsetzen. Die wiederholte Erneuerung durch manchmal ungeübte Hände läßt heute kaum mehr erkennen, ob es sich einstmals um Pferdeköpfe handelt." Leider fehlt jede nähere Ortsangabe, doch darf die Schilderung wohl in die engste Nähe unserer Zeichengruppe gerückt werden. Ein verdienstvoller Sammler Mühlviertler Volkskunst war K. Radler. In seinem Beitrag zur Mühlviertler Volkskunde[25]) ist eine höchst interessante Giebelzier aus Altenfelden enthalten, das südlich von Rohrbach etwa halbwegs gegen die Donau zu liegt. Auf der Spitze eines Giebels ist ein halbrundes Brett aufgesetzt, das in zwei nach innen blickende Köpfe mit geöffnetem Maul ausläuft. Sie ähneln am ehesten Drachenköpfen. In der Mitte ist ein senkrechter Pfahl wie eine Speerspitze. Die Köpfe gehen nicht organisch aus den Giebelbrettern hervor, sondern sind oben am Giebel befestigt. Nach der Erinnerung von H. Derschmidt (Wels) gab es einst im Rohrbacher Bezirk (Gegend von Klaffer, Kollerschlag, Oberkappel), sowie in der Frankenburger Gegend auch wirkliche Roßgoschen. Die Beobachtung liegt aber so weit zurück, daß er seiner Sache nicht mehr ganz sicher ist.

Dem kann ich eine Nachricht hinzufügen, die ich dem Rauchfangkehrer und Heimatforscher Johann Anton aus Zwettl verdanke. Dieser schrieb mir 1958: „Aus meiner Gehilfenzeit, die ich zu einem Großteil vor dem ersten Weltkrieg in Aschach an der Donau in Oberösterreich verbrachte, kann ich mich aus dem dortigen Gebiet an einige Hauszeichen (Dachreiter) in der Art wie Sie sie suchen, erinneren." Da Herr Anton die Roßgoschen aus seiner Waldviertler Heimat kennt, darf der Beleg also auf Roßgoschen oder ihnen sehr nahestehende Gebilde bezogen werden. Aschach liegt in der Verlängerung der Linie Rohrbach, Altenfelden unten an der Donau. Hier gab es also offenbar vor 60 Jahren etwas dergleichen.

Gehen wir von hier im Innviertel weiter nach Westen, so treffen wir zwischen Pram und Donau südlich des Sauwaldes eine sehr eigenartige Gruppe von Denkmälern. Es sind keine gekreuzten Giebelbretter, sondern zwei parallel blickende Pferdeköpfe, die an den von oben nach unten zurückspringenden vorstehenden Enden übereinanderliegender Pfettenköpfe ausgeschnitten sind. Und zwar zwei oder drei Paare solcher stilisierter Pferdeköpfe übereinander (Abb. 8). Zwei Abbildungen finden sich bei M. Kieslinger[26]). Vier weitere in der noch unveröffentlichten Sammlung von Bildtafeln, die H. v. Preen seinerzeit schuf und die sich in der Landesstelle für Volkskunde des

[25]) Mühlviertel, 2. Bd.:Volkskunde, Wien 1930/31, S. 230.

[26]) Alte Bauernherrlichkeit, Linz 1937, Abb. 35 S. 60 und Farbtafel Nr. 4.

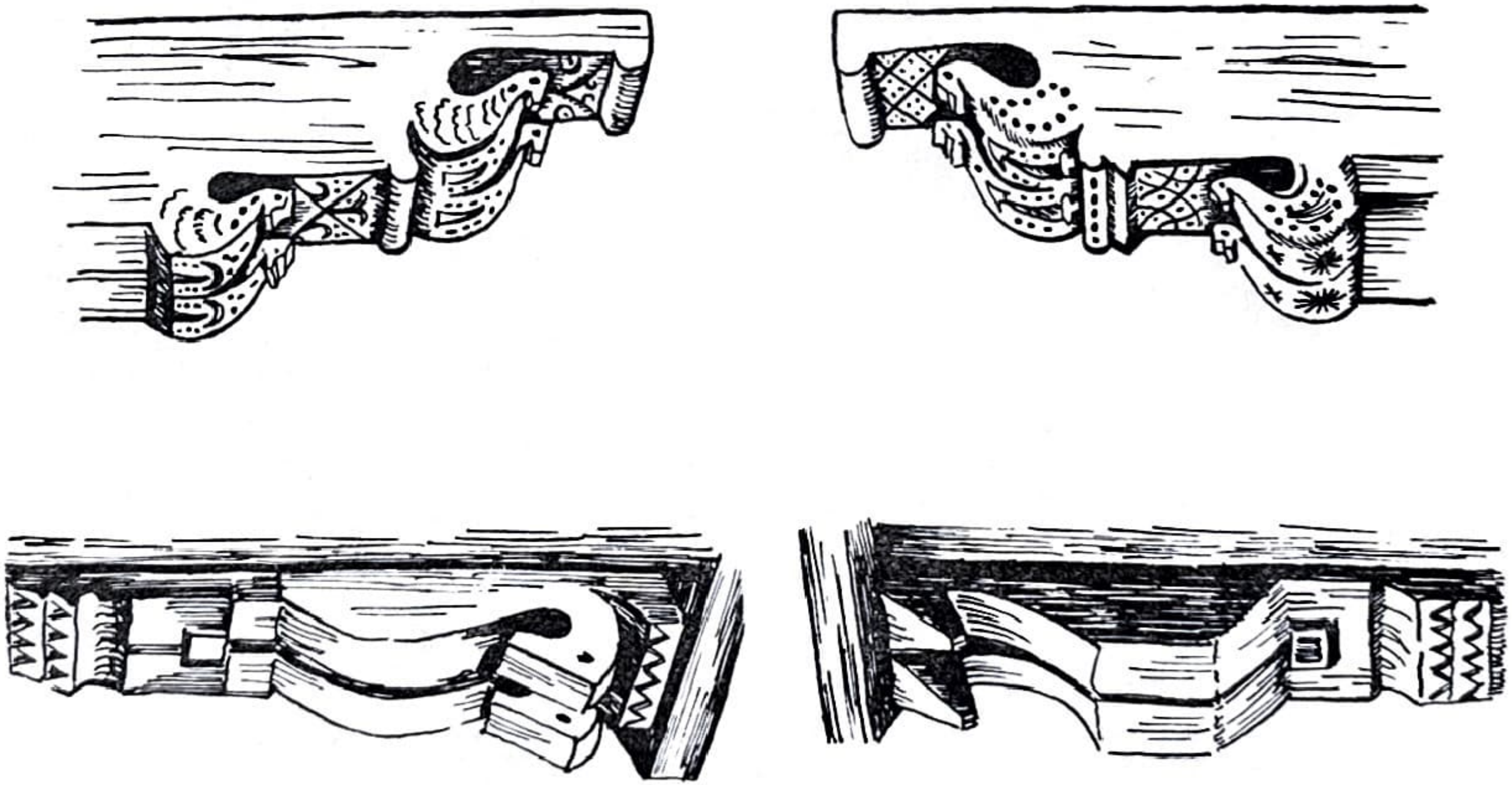


Abb. 8: Doppelrößchen an Pfetten, Innviertel, Oberösterreich

Oberösterreichischen Landesmuseums befinden. Aus dem gleichen Archiv verdanke ich der Freundlichkeit von F. Lipp auch die Photographie eines weiteren Beispieles aus St. Roman bei Münzkirchen, mit sogar vier Paaren von Pferden untereinander. Die Belegorte sind St. Roman, Rainbach, Haselbach und Kopfing, alle in diesem Gebiet.

Das prächtigste Stück an Pferde-Giebelzeichen stammt aus Gonetsreith bei Ried im Innkreis. Die noch unveröffentlichte Zeichnung ist in dem volkskundlichen Bilderarchiv des Rieder Mittelschulprofessors Dr. Wilhelm Gärtner enthalten, die sich heute gleichfalls in der volkskundlichen Abteilung des Linzer Landesmuseums befindet. Auch sie verdanke ich F. Lipp. Abermals ist es keine aus den gekreuzten Giebelbrettern hervorgehende Darstellung, sondern ein auf die Giebelspitze gesondert aufgesetztes Gebilde, das am ehesten an die Art erinnert, wie die paarigen Schwäne Frieslands auf den Giebeln aufgesetzt sind. An beide Seiten eines mittleren Giebelpfahles lehnen sich in einer Art S-Linie kühn geschwungene Bretter, die in deutliche, nach außen blickende Pferdeköpfe auslaufen. Den Kopfansatz der Pferde verbindet ein schmaler, halbrunder Bogen mit dem einen Knauf tragenden Mittelpfahl (Abb. 9). In Anlehnung an die sonst oft übliche Pflanzenbekrönung des Giebels, die als „Firstblume“ bezeichnet wird, eine „Roßblume“.

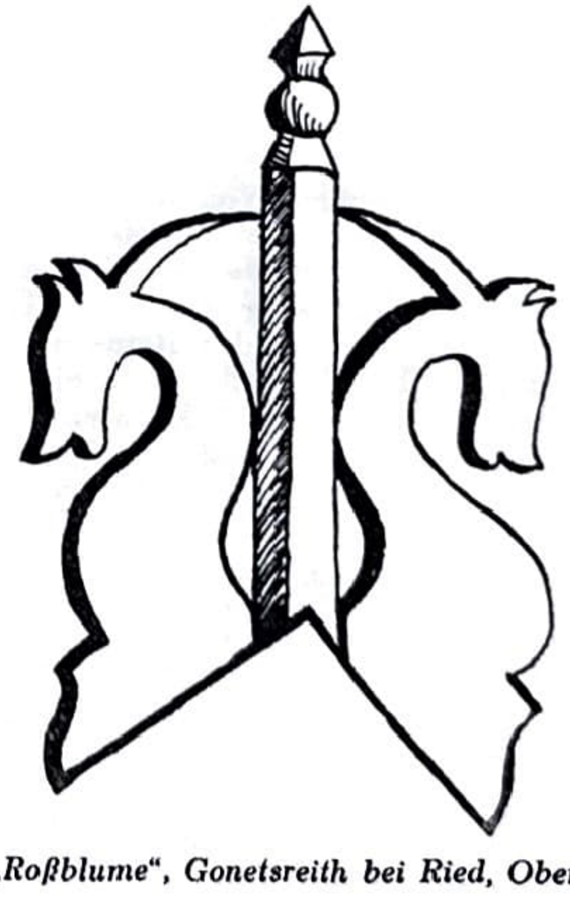


Abb. 9: „Roßblume“, Gonetsreith bei Ried, Oberösterreich

Oberösterreich geht also nicht ganz leer aus bei Pferde-Giebelzeichen, doch ist ihre Form offenbar anders als sowohl in Niederösterreich, wie auch in Tirol. Bemerkenswert ist es, daß alle Belege im Westen des Landes liegen, schon innerhalb des alpenländischen Flachdachgebietes. Sie gehören nicht mehr dem Bereich steiler Strohdächer Ostösterreichs an.

Die Verbindung zwischen den gekreuzten Roßgoschen Niederösterreichs nach Bayern und Mitteldeutschland verläuft nördlich der oberösterreichischen Landesgrenze im anschließenden **Südböhmen.** Ihre Fortsetzung finden die Waldviertler Roßgoschen zunächst nur in einigen wenigen Stücken jenseits der tschechischen Grenze. Dann folgt eine Lücke, und etwas weiter westlich davon tauchen Pferdekopfgiebel ungefähr auf gleicher Höhe wieder im Böhmerwald auf[27]) und erstrecken sich bis gegen die Budweiser Gegend hin. Sie fanden sich bei den einst hier siedelnden Sudetendeutschen und auch in einigen tschechischen Orten der Nachbarschaft[28]). Im Böhmerwald ist es aber bereits die mit dem flachen Legschindeldach verbundene Westform der Häuser. Wobei zu bemerken ist, daß die ganz alpenländischen Häuser in Wallern und Umgebung mit Tiroler Einwanderern zusammenhängen[29]). Der westlichste Ausläufer dieses Stranges scheint ein heute vereinzelter Beleg zu sein, der sich ungefähr auf gleicher Höhe befindet. Es ist ein Stadel in Raitenbuch, Kreis Parsberg in der Oberpfalz[30]).

Das zweite große Gebiet von gekreuzten Pferdeköpfen an Hausgiebeln befindet sich südlich der Donau. Im Alpenvorland Oberbayerns sind sie heute verschwunden und nur mehr auf alten Bildern nachweisbar. Hingegen kann man sie noch in Nord-, Ost- und Südtirol sehen. Von diesem Dichtebereich erstreckt sich ein schwacher Ausläufer ins obere Gailtal Kärntens, ein stärkerer von Tirol nach Graubünden. An der Ostgrenze des Flachdachgebietes bei Schladming im Ennstal gab es vor 60 Jahren auf einem Speicher in der Ramsau auch noch einen Giebel mit gekreuzten Pferdeköpfen auf einem Gehöft von 1603[31]). Sonst sind die Steiermark und Kärnten ohne Roßgoschen. Götzendorf, das direkt an die Bucklige Welt anschließt, ist sichtlich auch nur ein von außen hereinreichender Vorposten.

---

27) J. Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst, Prag 1917, I., S. 166; ders.: Deutsche Bauernhäuser aus dem Böhmerwald, Olmütz 1938, S. 7; Peez, a. a. O. S. 6, sah sie auch in Wallern.

28) Peez belegt sie auch auf Einzelhöfen in der Gegend von Prachatitz und Kuschwarda.

29) J. Schramek, Das Böhmerwaldbauernhaus, Prag 1908, S. 27.

30) Ein Photo davon ist in der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde, München, vorhanden.

31) Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten, hg. vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein, Dresden 1906, Bildband, Blatt Steiermark, Nr. 6.

In **Nordtirol**, wo heute nur mehr verhältnismäßig geringe Reste von Pferdekopfgiebeln zu finden sind, bestand einst offenbar eine dichte Verbreitung. 1895 konnte Peez (S. 7) schreiben: „Sehr viele Pferdeköpfe kommen auch im Ötztale vor, z. B. in Lengenfeld[32]). Heute wird man sie dort vergeblich suchen. Der sehr eigenartige Maler Jakob Placidus Altmutter (1780 bis 1819), mit dem die künstlerischen Darstellungen des Tiroler Volkslebens recht eigentlich begannen[33]), versah auf einem Aquarell der Schlacht am Berg Isel am 13. August 1809 jedes Bauernhaus der den Hintergrund bildenden Landschaft mit gekreuzten Giebelbrettern, jedoch in ziemlich flüchtiger Zeichnung. Insgesamt sind 17 solche Giebel auf dem Bilde zu sehen. Daß er aber gekreuzte Pferdeköpfe im Auge hatte, beweist eine andere Fassung dieses Bildes, wo auf einem Bauernhaus die Giebelbretter in nach außen blickende Rößchen ausmünden, die ganz deutlich und mit den Vorderbeinen dargestellt sind[34]). Solche Rößchen und andere, auf denen nur die Köpfe zu sehen sind, stellte Altmutter auf einer ganzen Reihe seiner Bilder aus dem Tiroler Volksleben dar (Abb. 10). Das war bei ihm aber nicht nur Schablone. Altmutter studierte das Volk und sein Leben ganz genau und bildete die Dinge mit Naturtreue und Zuverlässigkeit ab. Pferdekopfgiebel gehörten in Tirol damals offenbar zu den üblichen Erscheinungen.

Geschichtliche Zeugnisse aus Nordtirol, die seither verschwunden sind, stammen aus der Gegend von Wörgl[35]), Natters und Afling nahe Innsbruck[36]), sowie Zell am Ziller und Lanersbach[37]). Ein Paar nach innen blickender Pferdchen von einem Hausgiebel aus Zell am Ziller besaß Peez übrigens selbst. Auch die Pferdeköpfe aus Lanersbach, die Peez abbildet,

---

[32]) Auch K. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet, Braunschweig 1908, S. 1027, belegt sie aus Oberried im Ötztal.

[33]) H. Schmölzer, Die Anfänge des alpinen Sittenbildes in Tirol, Zs. d. deutschen und österreichischen Alpenvereines, Bd. XXII, Wien 1891, S. 174 ff.

[34]) Die beiden Bilder waren in der Sonderausstellung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck 1959 ausgestellt (Nr. 170 und 171). Weitere Bilder Altmutters mit solchen Giebeln sind u. a. „Das belauschte Fensterln" 1809, Tafel 5 bei Schmölzer, und „Ländlicher Tanz", Wandgemälde in der Innsbrucker Hofburg 1815, abgebildet bei O. Stolz, Altmutters Bilder aus dem Tiroler Volksleben, Tirol-Vorarlberg, Natur, Kunst, Volk, Leben, 5. Folge, Innsbruck 1941.

[35]) Auf dem Bilde „Die Schlacht bei Wörgl am 13. Mai 1809" von Gustav Kraus 1832, nach einem Gemälde von Peter Heß (Bayerisches Nationalmuseum München) sind auf 2 Häusern nach außen blickende gekreuzte Pferdeköpfe zu sehen.

[36]) K. Rhamm, a. a. O. S. 302.

[37]) Peez, a. a. O. S. 7.

blickten nach innen (Abb. 11). Norbert Wallner berichtet mir, daß 1936 auf dem Hofe Großmoser in Alpbach noch solche Rößchen waren. Ich selbst sah und photographierte 1959 Nordtiroler Pferdekopfgiebel noch in Kolsass, Lans, im Stubaital in Telfes auf einem 200 Jahre alten Haus und in der Fraktion Stackler bei Neustift auf dem Tischlerhof, datiert 1860. Schließlich in Fiß, wo sie auf den Giebeln zweier Häuser zu finden sind. In einem Falle anscheinend erneuert. Doch sagten mir Gewährsleute, „früher waren mehr". In Pfunds war ein Beispiel auf einem Hause von 1910. Aus alter Tradition wieder gemacht? Auf dem alten, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Gasthof Speckbacher in Stams sind die Roßköpfe sowohl auf dem Hauptgiebel, wie auf den kleinen Giebeln über den traufseitigen Dachfenstern.

Das stärkste Erhaltungsgebiet der Pferdekopfgiebel im Westbereich sind **Süd- und Osttirol.** Hier beginnen sie im Osten um Kartitsch, wo ich sie 1959 noch auf den Giebeln der Häuser Nr. 73 und 112 antraf, letztere datiert von 1850. Von hier reichen sie noch etwas ins angrenzende Kärnten, nach Guggenberg, Gemeinde Luggau, am Bauernhaus vulgo Hanse[38]) und Podlanig bei Linsingen[39]). Im übrigen Osttirol müssen sie vor kurzer Zeit auch noch ziemlich stark verbreitet gewesen sein. Dir. Dr. Kollreider nannte mir 1958 St. Oswald, Tilliach, Assling, Villgraten, Prägraten und Obermauern. „Es kommt sogar vereinzelt vor, daß bei neuen ländlichen Bauten diese Pferdeköpfe in stark stilisierter Form angebracht werden." Bei meinen Fahrten 1959 kamen sie mir nicht unter, doch konnte ich damals nicht alles planmäßig absuchen. Damals standen für mich die Brauchtumsaufzeichnungen im Vordergrund. Am Giebel eines Holzhauses im Weiler „Staudern" bei St. Veit in Defereggen befanden sich aber 1961 noch gekreuzte Pferdeköpfe, auf die mich Dir. Kollreider hinwies.

Diese Zeichen setzen sich in dem an Osttirol anschließenden Teil von **Südtirol** zunächst in einem 1940 schon recht verwittert gewesenen Beispiel in Moos im Sextentale fort. Nördlich davon aber liegt im Gsiestale, dem ersten jenseits der Osttiroler Grenze, ein ausgesprochenes Dichtegebiet. Das bezeugte schon Rhamm (S. 827) am Beginn unseres Jahrhunderts: „Pferdeköpfe als Giebelzier finden sich im Pustertal noch mehrfach, z. B. fand ich das Dorf Bichl davon voll; sie müssen hier, wie im übrigen Tirol, vor alters allgemein gewesen sein, sind jedoch außer Mode und werden schon seit geraumer Zeit entfernt." Wenn das vor 70 Jahren schon der Fall war, dann kann man sich nur wundern, wieviel doch noch vom einstigen

38) Mitteilung und Photos verdanke ich Herrn Hofrat Raunegger, 1941. Die auswärts gerichteten Rößchen haben die Zügel angedeutet.
39) Frdl. Mitteilung von Doz. O. Moser.

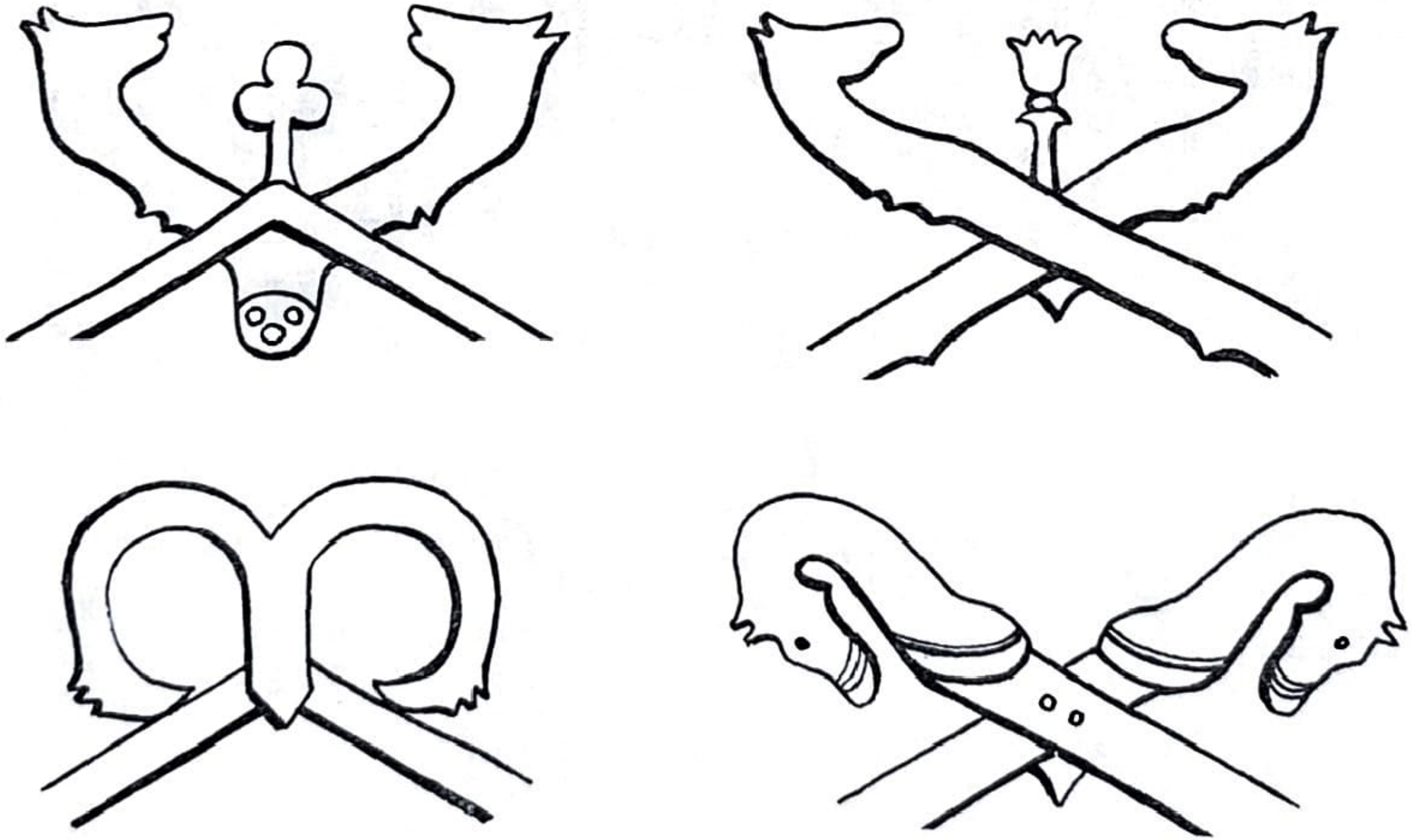


Abb. 11: Giebelzeichen aus dem Zillertal, Ötztal und Passeier

Reichtum an solchen Formen zeugt. Zwar, das Dorf Pichl, das damals noch „davon voll" war, hatte 1940 nichts mehr, als ich es aufsuchte. Hingegen gab es die Roßköpfe — vom Volke auch so genannt — noch auf einer Reihe von Wohnhäusern und Futterhäusern in St. Martin und St. Magdalena, weiter drinnen im gleichen Tal. Sie blicken alle nach außen (Abb. 12). Unter ihnen sind bemerkenswerte Gebilde wie z. B. sehr schwungvoll gestaltete Köpfe mit der Andeutung eines Zügels, jedoch nicht in filigraner Laubsägeart wie sonst manchmal, sondern wie ein breites Band. Auf dem Halsansatz hinter den Ohren aber ist ein Dreisproß von der Art der heraldischen Lilie (Abb. 13). Hier ist auch der eingangs erwähnte Hof, dessen Giebel auf der Rückseite die christlichen Symbole für Glaube, Liebe und Hoffnung trägt, auf der Vorderseite aber die gekreuzten Giebelpferde.

Auch das Antholzertal, das als nächstes parallel zum Gsiestal nordwärts streicht, hatte nach einer freundlichen Mitteilung von Prof. H. Wopfner Pferdeköpfe auf den Giebeln des Feuer- und Futterhauses. Hier ist ja ein Gebiet der Paarhöfe. Ich selbst fand in Enneberg nach außen blickende Rößchen, ferner auf zwei Höfen in Pfunders.

Für die Gegend von Gossensass belegte schon Peez (S. 7) diese Giebelzier. Ich fand nur noch ein Beispiel in Thuins, ebenfalls nach außen blickend. Heyl[40]) spricht von solchen Giebelzeichen auf dem Ritten und am Steinegger Berg, Wopfner in einer brieflichen Mitteilung aus Tiers. H. Atzwanger traf ein Beispiel in Flaas am ehemaligen Gasthof Kreuzer an und Peez (S. 8) beobachtete sie im sogenannten „Hessenland" oberhalb von Neumarkt, also die Gegend des Eggentales, Deutschnofen, Welschnofen usw. Hier seien sie „häufig" — man muß wohl hinzufügen „gewesen". Also auch die Gegend rund um Bozen hatte sie.

Selbst beobachtete ich diese Formen vor allem weiter westwärts. Auf dem Höhenzug zwischen Jenesien und Hafling sah ich welche beim Burkhart in Verschneid. Auf der anderen Seite hat das Ultental gleichfalls Beispiele. Gleich nach St. Walburg ist oder war eine Gruppe von Höfen mit solcher Giebelzier. Als ich dort im Herbst 1938 aufzeichnete, lag unterhalb der Straße der Hof Weißau. Ein prachtvolles Bauwerk mit einer mächtigen getäfelten Stube und reizend bemalten Türen, deren eine die Jahreszahl 1619 trug. Auf beiden Giebeln des Wohnhauses und auf dem Giebel des Stadls waren ziemlich naturalistisch gestaltete Rößchen. Noch etwas tiefer in der Mulde lag ein weiteres gemauertes Haus mit Rößchen auf beiden Giebeln. Auf dem Wohnhaus eines dritten Hofes oberhalb der Straße

---

40) J. A. Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, Brixen 1897.

waren ebenfalls Rößchen. Zu meinem Schrecken sah ich, daß der Hof Weißau bereits verlassen war, da er demnächst der Spitzhacke anheimfallen sollte. Von italienischer Seite hatte man begonnen, in dieser idyllischen Tallandschaft einen Stausee anzulegen. Wenige hundert Meter entfernt ratterten schon die Bagger. Oberhalb der Straße war noch ein gewaltiger Hof ganz aus Holz. Man erblickte, eigenartig ineinandergeschachtelt, nicht weniger als 7 Giebel. Nach den bereits im Gelände steckenden Tafeln schien auch er dem Untergang verfallen zu sein.

In St. Gertraud, im innersten Ultental, traf ich die Giebelpferdchen abermals an. Nicht im unteren Ortsteil, der viele neuere Häuser aufweist, aber oben bei der Kirche. Auf dem Giebel des Pfarrhofes saßen die gekreuzten Rößchen. Von einem war der Kopf bereits weggebrochen. Früher waren sie nach der Angabe der Wirtin auch auf dem Giebel des Gasthauses. Noch weiter hinten im Tal lagen am Sonnenhang Höfe, von denen einer aus neuen Giebelbrettern ausgeschnittene, gekreuzte Tiere aufwies, deren Art ich durch das Fernglas nicht ganz sicher ausmachen konnte. Anscheinend waren es auch Rößchen. Zu einem Besuch reichte die Zeit bis zum Abgang des Autobusses nicht mehr. Als Rößchen ausgeschnittene Giebelbretter hat schließlich noch das Gasthaus unterhalb des Gampenpasses. Möglicherweise können auch nach innen blickende Tierköpfe, die O. Menghin vor dem ersten Weltkrieg am deutschen Nonsberg sah, den Giebelpferden zugerechnet werden[41]).

Bei Meran wurden die Pferdeköpfe auf dem Sonnwendhof in Obermais 1912 erneuert. An zwei Höfen des Schennaberges jedoch blieben die alten bewahrt. Der Außerrothof vereint alle Formen von Giebelzeichen. Von den gekreuzten Pferdeköpfen ist nur mehr einer vorhanden, übrigens in einer etwas altertümlicheren, nach außen blickenden Form. Unter der Firstpfette, welche die Jahreszahl 1714 trägt, ist die Statue des hl. Johannes angebracht, während von den beiden Pfetten rechts und links davon in der Mitte der Hauswand zwei Drachen schräg hinunterblicken. Dazwischen noch eine gemalte Pieta (Abb. 14). Die Giebelzeichen werden „Pferdeköpfe“ genannt. Sie gab es nach der Auskunft der Bauersleute hier früher auf 4 Häusern, doch verschwanden sie von dreien bei der Dacherneuerung; bald wird wohl auch dieses letzte Stück folgen, von dem nur mehr die Hälfte da ist. Das war 1958. Etwas weiter oben am Hang ist der Hof Luamer. Auch dort endet eine Giebellatte noch in einen Pferdekopf, übrigens nicht so schön geschnitzt, die andere ist auch schon verschwunden.

Im Passeier sah ich 1958 die paarigen Rößchen auf dem Giebel eines Hofes, ehe man St. Leonhard erreicht und einen

41) Giebelschmuck in Südtirol, Zs. f. österr. Volkskunde, 19. Jg., Wien 1913, S. 121 f.

weiteren ein Stück hinter dem Ort im rechten Seitental. Auch dieses Vorkommen bemerkte Peez (S. 7) schon vor 100 Jahren. Seine Zeichnung (Fig. 11) zeigt besonders schöne Köpfe.

Auf der Talsohle des Vintschgaues konnte ich Pferdeköpfe in Naturns, Tabland, Kortsch und Graun feststellen. Letzteres, noch ehe der Ort im Stausee versank. In Naturns hat der Uhrmacher auf seinem Häuschen an der Straße neue Pferdeköpfe am Giebel. Gegen Ober Naturns zu liegt aber ein erneuerter Stadel, auf den die alten Pferdeköpfe wieder daraufgegeben wurden, wie mir auch Einheimische bestätigten. In Kalthaus Nr. 27, bei Tabland, finden sich gekreuzte Pferdeköpfe auf beiden Giebeln des Stadels. In Tabland selbst trägt ein 1947 erbauter kleiner Stadel ein ganz in der Tradition gestaltetes Rößlpaar. Schließlich gibt es noch eines auf einem Futterhaus oberhalb des Ortes. Das Kalthauser Stück ist alt, „so wie die Zimmerleut es darauf getan haben seinerzeit".

Daß hier die Überlieferung solcher Giebelzeichen noch lebendige Übung ist, konnte ich 1958 mehrfach feststellen. So trug ein ganz neues Haus in Plaus die Pferdeköpfe auf beiden Giebeln. Im Schnalstal war die Erneuerung in genau der alten Art dann an vielen rein bäuerlichen Beispielen zu sehen. In Kortsch sah und photographierte ich 1940 die Roßköpfe noch auf den Giebeln zahlreicher Häuser, 1958 war davon fast nichts mehr vorhanden.

Dem östlichen Dichtegebiet solcher Giebelzeichen in Südtirol im Gsiestal entspricht ein westliches im Schnalstal. Es ist das umfangreichste Vorkommen, das noch anzutreffen ist. Allein auf einer Fußwanderung am 21. September 1958 von Unser Frau bis Alt Ratteis sah ich sie selbst auf insgesamt 27 Höfen. Ergänzt durch andere Kundfahrten kann ich sie in Alt Ratteis, Neu Ratteis, Katharinaberg, im Pfossental, Karthaus, Unter Au, Ober Au und Unser Frau belegen. Die oberste Talstufe, in der 6 alte Höfe einem Stausee weichen mußten, besuchte ich nicht. Sicher waren die Rößchen früher auch dort. Die Besiedlung besteht vielfach aus verstreuten Hanghöfen, die oft sehr hoch liegen. Von ihnen konnte nicht jeder einzelne aufgesucht werden. Die Höfe ohne Pferdeköpfe am Giebel bilden jedoch nur Ausnahmen.

Im Schnalstal kann man gleichfalls beide Typen der Pferdedarstellungen antreffen wie in anderen Gegenden Südtirols auch. Im allgemeinen überwiegen ziemlich naturalistisch gestaltete Pferdchen, nicht bloß Köpfe; der halbe Leib springender Pferde mit Vorderbeinen und Zügel ist — fast etwas zierlich — ausgeschnitten. Sie sind nach auswärts gewandt (Abb. 15). Eingesprengt gibt es daneben auch nach innen blickende Roßköpfe. Diese sind stärker stilisiert, ohne kleine Zutaten, und wirken altertümlicher. Meist sind sie sehr verwittert, eine Hälfte ist oft schon weggebrochen (Abb. 16). Aber auch die naturalistische

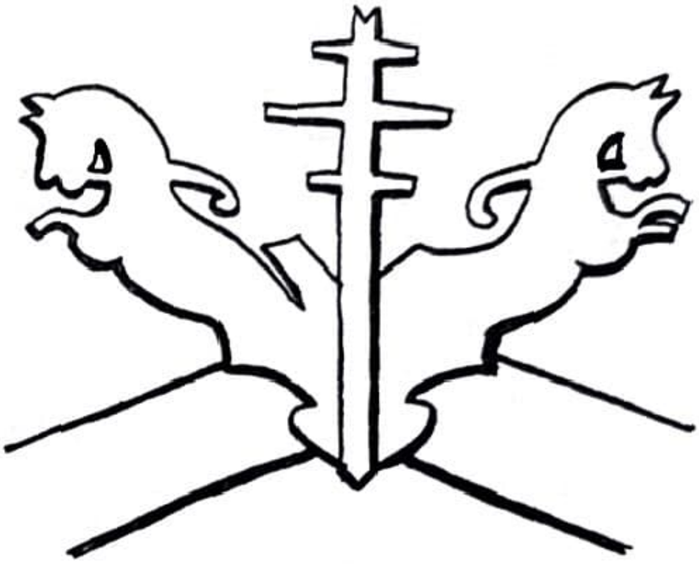


Abb. 15: Heutiger Typ der Giebelrößchen, Schnalstal, Südtirol

Form ist nicht ganz jung. In Ober Au fand ich ein Beispiel, datiert 1813, und ein sehr verwittertes Stück von 1840 am Widum von Unser Frau. Diese Art der Rößchen ist es, die bei Dacherneuerungen ganz in der gleichen Art wieder gemacht wird. Um 1960 war das noch durchaus üblich.

Das Schnalstal ist überhaupt eine höchst interessante Gegend. Von den gemauerten Bauten der Talsohle des Vintschgaues mit einigen rätoromanischen Anklängen kommt man alsbald in eine reine Holzkultur, wenn man ins Schnalstal hinaufsteigt. Bei den Höfegruppen aus dunkel-schwarzbraunem Holz etwa des Oberhofes über Unser Frau fühlt man sich beinahe nach Norwegen versetzt. Zwei dieser alten Gebäude haben z. B. neue Rößlpaare auf dem Giebel, das dritte noch die alten, wobei die neuen den alten völlig gleichen. Insgesamt kann man wohl schließen, daß die Pferdekopfgiebel in Tirol einst kaum weniger dicht verbreitet waren als in Niederösterreich. Heute überwiegen die nach außen blickenden und eher naturalistisch gestalteten Rößchen. Nur diese Form wird noch erneuert, die nach innen gewandte Art nicht.

Die Pferdekopfgiebel setzen sich auch noch ein Stück hinein in die Schweiz ins anschließende Graubünden fort. Die direkte Verbindung stellt das Münstertal her, das vom Vintschgau über den Ofenpaß ins Engadin führt. Beispiele von Giebelpferdchen finden sich hier in Müstair und Santa Maria, datiert recht früh, 1666 und 1681. Auch in Tschierv fand ich an einem steinernen Haus den Giebel mit nach außen gewandten Rößchen geziert, welche den Südtirolern gut entsprechen. Die Köpfe der Rößchen von Santa Maria sind stark vereinfacht. Nur aus den betonten

Ohren und der Einbettung in ein klares Pferdekopf-Gebiet kann man sie mit Sicherheit ihrem Wesen nach bestimmen.

Das Engadin selbst weist in seiner Längserstreckung eine Kette von Pferdekopf-Giebeln auf. Der rätoromanische Name „cavagl", „tetgal de cavagl" usf., läßt auch hier keinen Zweifel darüber aufkommen, daß mit ihnen Pferde gemeint sind. Eine Reihe von Ortschaften im Engadin besuchte ich selbst, um mir ein Bild der dortigen Vorkommen aus eigener Anschauung machen zu können. Andere verdanke ich brieflichen Angaben des Churer Forschers A. Maissen. Weitere stammen aus den Sammlungen der Aktion „Bauernhausforschung in der Schweiz", an die ich mich vor 9 Jahren um ergänzende Auskünfte wandte.

Die meisten Schweizer Belege zeichnen sich durch gute und genaue Datierungen aus, da sie im Zusammenhang mit einer umfassenden Hausforschungsaktion gesammelt wurden. Dabei wurden die Gebäude genau untersucht, vermessen, gezeichnet usf. Das Gesamtmaterial wird in großen Veröffentlichungen dargelegt werden. Der 1. Band über die Bauernhäuser des Kantons Graubünden ist kürzlich erschienen. Gleichwohl läßt sich aus dem bisher vorliegenden Stoff der Einzeluntersuchung von M. Gschwend über die „Köpfe und Fratzen an schweizerischen Bauernhäusern" nicht so viel herauslesen, als man gerne wünschen würde. Datiert sind nämlich die Häuser selbst, es fehlen Angaben, ob auch Dachstuhl, Pfetten usf. altersmäßig gesichert sind, insbesondere aber die Giebelbretter. Letzteres ist wahrscheinlich überhaupt nur in Ausnahmefällen möglich. Gschwend (S. 145) schreibt darüber auch: „Das Alter der Windbretter darf natürlich nicht immer jenem des Hauses gleichgesetzt werden, da es sehr wohl möglich ist, daß die Schutzbretter verwitterten und in späterer Zeit ersetzt wurden. Immerhin deuten die organische Verbindung der Windbretter mit den Häusern und die auffällige Häufung der Vorkommen an Bauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert darauf hin, daß wir es hier mit den ursprünglichen Verzierungen zu tun haben." In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß die Giebelzeichen an dem ältesten datierten Hause aus Bergün 1564 bloße Pferdeköpfe sind. Sie sind ziemlich deutlich ausgeführt, sogar mit einer Andeutung des Zügels. Auch nur Köpfe, aber ganz stark stilisiert, weist das Haus von Santa Maria 1681 auf, während auch das recht junge Beispiel aus Samaden von 1823 gleichfalls stilisierte Köpfe, aber etwas weniger stark vereinfacht zeigt. Richtig naturalistisch als springendes Halbpferd mit Vorderbeinen bildet Scanfs die Rößchen ab (Abb. 17). Leider ohne Datierung. Diese stimmen mit der anscheinend jüngeren Schichte Tirols überein. Die Schwierigkeiten einer typologischen Ordnung nach Zeitschichten werden hier schon deutlich. An sehr alten Häusern finden sich sowohl verhältnis-

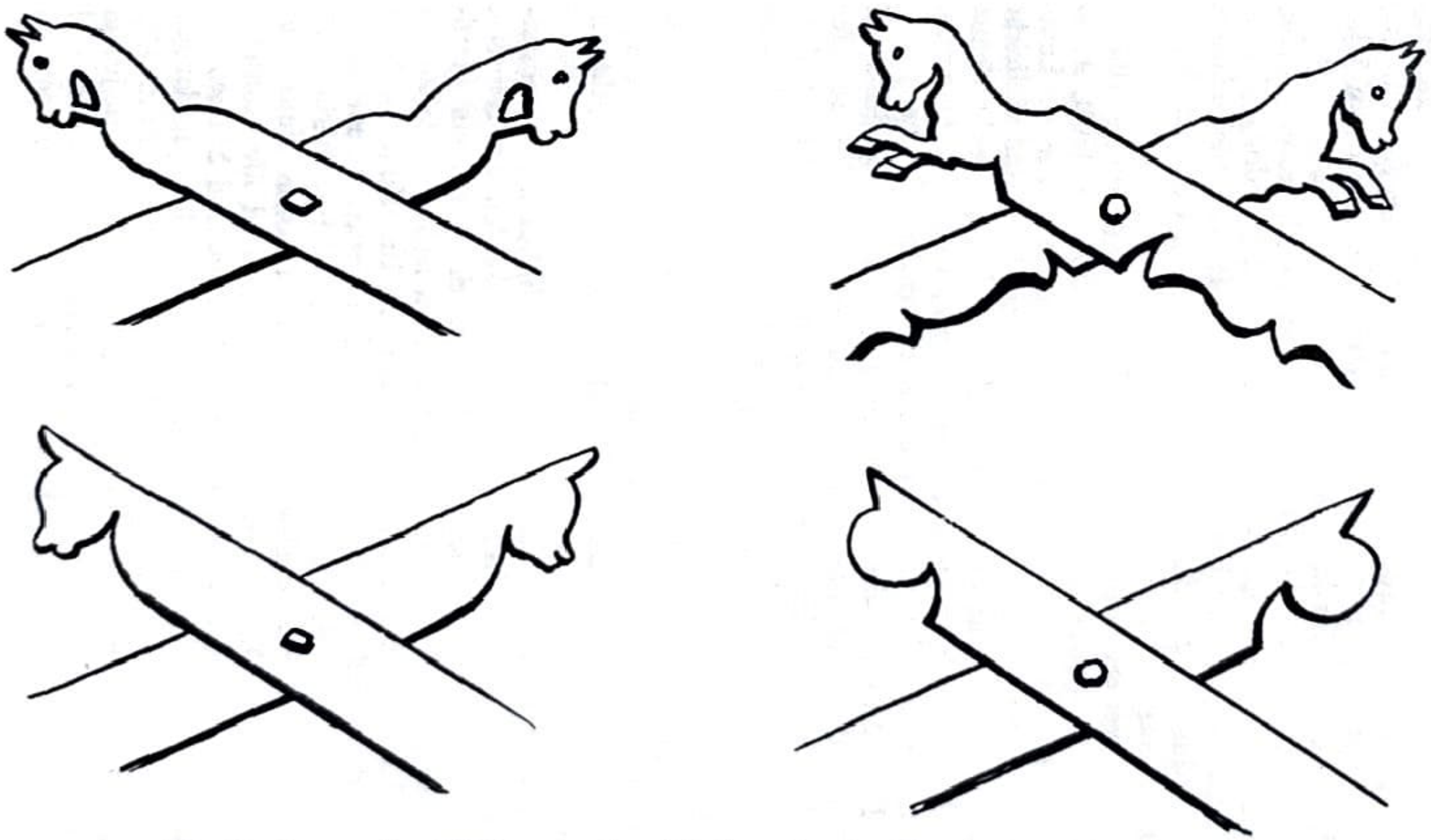


Abb. 17: Typen der Rößchen in Graubünden: Bergün, Scanfs, Samaden, Santa Maria

mäßig naturnahe wie ganz stilisierte Gebilde, aber auch jüngere haben beide Arten. Da hängt natürlich dann eine Entscheidung an der Frage, ob die Windbretter noch aus der Erbauungszeit stammen oder später erneuert wurden. Da die Holzbehandlung in älterer Zeit größere Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung zeitigte, ist auch in unserem Klima eine Erhaltung durch 3 bis 4 Jahrhunderte durchaus möglich.

Wenn wir die Schweizer Belege geographisch ordnen, finden wir sie beginnend mit dem unteren Engadin in Schuls (datiert Ende des 16. Jahrhunderts), Lavin (datiert 1611), Zernez (datiert 1598), Cinuskel, Scanfs, Samaden (datiert 1823), Celerina (Köpfe mit Zügeln) und Bevers.

Eine weitere Gruppe befindet sich westlich davon im Albulatal: Bergün (datiert 1564), Filisur (datiert 1694 und 1761), Alvaschein und Alveneu. Im Rheintal bei Ilanz erreichen wir mit Luvis den innersten Punkt dieser Vorkommen. Zu ihnen sind vielleicht noch die nicht ganz deutlich pferdekopfähnlich ausgeschnittenen Windbretter der Sommersiedlung Gruben, Gemeinde Oberems, im Wallis zu rechnen, die sich auf zwei Speichern finden.

Die schweizerische Hausforschung vertritt die Ansicht, daß die Graubündner Pferdegiebel Ausläufer sind, die aus der Tiroler Nachbarschaft herüberkamen. Auch zahlreiche andere konstruktive Besonderheiten des Hausbaues in Graubünden weisen ihr zufolge nach Österreich. Wenn somit ein Zusammenhang mit guten Gründen angenommen werden kann, lassen die verhältnismäßig vielen Schweizer Giebelzeichen an recht alten Häusern auch gewisse Rückschlüsse auf eine mindestens gleichaltrige, wenn nicht sogar noch frühere Verbreitungsschichte in Tirol zu.

Eigenartigerweise kennt die Schweiz ähnlich wie Oberösterreich noch andere Gestaltungen von Roßköpfen an Häusern. Gegen das Flachland zu, im Kanton Zürich kommt ein Pferdchen am Zugband des Flugpfettenträgers in mehreren Beispielen vor, das den Tieren und Tierköpfen am Unterfirst im Salzburgischen und seiner bayerischen Nachbarschaft entspricht. Darunter ist z. B. ein recht naturnah gestaltetes Rößchen mit Vorderbeinen, schräg abwärts blickend, an einem Hause aus Witikon, das 1576 datiert ist[42]). Schließlich sind die Konsolen der Bundbalken, Tragbalken, der Dachpfetten und Stützen der Vor- und Klebedächer oder die Pfettenköpfe selbst pferdekopfähnlich ausgeschnitten. Die Schnitzerei kann sehr deutlich oder stark abstrahierend sein. Ihr Name „Rößli" weist aber in jedem Falle darauf hin, was gemeint ist. Die Altersfrage ist hier viel leichter zu lösen, da die Balken zur tragenden Konstruktion

---

[42]) E. Gladbach, Der Schweizer Holzstyl in seinen cantonalen u. construktiven Verschiedenheiten, 1. Serie, Darmstadt 1868, Tafel L. III, 1; Gschwend, a. a. O. S. 147 Fig. 7.

der Hauswände gehören und somit der Erbauungszeit zugerechnet werden können. Die vielen Datierungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert stützen auch einen zeitgleichen Ansatz der Pferde als Giebelzier. Damit sind wir auf jeden Fall vor dem Dreißigjährigen Krieg, den Mielke als früheste Grenze der Entfaltung betrachtete.

Diese Verzierung der Balkenköpfe ist im ganzen alpinen Blockbaugebiet der Schweiz nördlich und südlich des Alpenhauptkammes vorhanden mit Ausnahme des Unterwallis und der Westschweiz. Auch nördlich des Walensees fehlen Belege, doch treten die „Rößli" in den einst von Schweizern besiedelten Walsertälern Vorarlbergs noch auf[43]). Die Schnitzflächen dieser Köpfe sind mehrfach rot und schwarz bemalt. Im 16. und 17. Jahrhundert fällt eine deutlichere Ausprägung der „Rößli" auf. Im allgemeinen aber überwiegt eine starke Stilisierung, die zuweilen den Tierkopf nur mehr ahnen läßt. Hunziker[44]) fand in Safien, Inner-Ferrera, Splügen und Meiringen (hier datiert 1639) sogar sogenannte „Doppelrößli". Die vorragenden Enden zweier aufeinanderliegender Balken sind als Roßköpfe ausgeschnitten, die sich also übereinander befinden. Der obere kragt etwas weiter vor. Das entspricht merkwürdig jenen Innviertler Doppelpferdchen, nur daß dort jeweils ein Rößchenpaar über dem anderen erscheint.

Mit dem Tiroler Gebiet hängt sicher auch das **oberbayerische** eng zusammen. Von ihm spricht bereits F. Panzer[45]), allerdings ohne nähere Ortsangaben. Was 1855 beim Erscheinen von Panzers Werk noch durchaus lebendig gewesen sein muß, ist heute völlig verschwunden. Es ist das Verdienst von K. S. Kramer[46]), die letzte Spiegelung dieser Zeichen auf Votivbildern noch aufgespürt zu haben. Vier von ihnen bildete er 1938 ab, ohne in seinem Aufsatz allerdings auf Einzelheiten einzugehen. Die übrigen Belege, auf die ich verweisen kann, verdanke ich einer brieflichen Mitteilung von ihm. Wie er sich dabei ausdrückt, waren diese Giebelzeichen zwischen 1750 und 1850 vor allem im Oberland „ungewöhnlich beliebt". Kramers Liste umfaßt 17 Belege, von denen es jedoch bei zweien unsicher ist, ob sie Pferdeköpfe darstellen. Ein Vorkommen ist „sekundärprimitiv". Heute ist der einzige noch vorhandene Giebel dieser Art der schon erwähnte Stadelgiebel in Raitenbuch, Kreis Parsberg (Oberpfalz), der jedoch nicht mehr zu Oberbayern gehört,

---

[43]) G. Baumeister, Das Bauernhaus des Walgaus und der walserischen Bergtäler Vorarlbergs, München 1913, S. 105, Abb. 27, ferner Tafel 11 und 21; Gschwend, a. a. O. S. 147.

[44]) J. Hunziker, Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung, Aarau 1900—1914, Bd. III, S. 136; Gschwend, S. 148.

[45]) Bayerische Sagen und Bräuche, II, München 1855, S. 448.

[46]) Pferdeköpfe auf bayerischen Bauernhäusern, vgl. Anm. 3.

sondern schon nördlich der Donau liegt. Der Hof sieht baulich nach dem 16. oder Anfang des 17. Jahrhundert aus.

Die Zeugnisse auf den Votivbildern sind infolge ihrer Inschriften nach Ort und Hofbesitzer gut zu lokalisieren und auch durch die Jahreszahlen der geschilderten Ereignisse, welche den Votivanlaß bilden, zeitlich zu sichern. In ihrer Hauptmasse befinden sie sich zwischen Inn und Lech, darüber hinaus ist nur noch ein Beispiel im Berchtesgadener Land und eines im Kreise Memmingen[47]). Auf den Abbildungen blicken die Rößchen in Birkenstein und Fischbachau nach innen, in Wies und Steingaden sind es große Köpfe mit deutlichen Ohren und sogar Zügeln, die nach außen sehen. Wie mir Prof. Kramer mitteilt, sind die Pferdeköpfe sonst fast durchwegs nach innen gewandt. Das würde zum Südtiroler Befund stimmen, dessen nach innen blickende Pferdeköpfe einen altertümlicheren Eindruck machen als die meisten nach außen gewandten. Zwischen den Pferdeköpfen ist in Bayern häufig noch ein weiteres Zeichen, Kreuz oder Herz.

Schlüsse auf eine bloße Zeitmode des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, die Kramer erwägt, wird man angesichts vieler älterer Zeugnisse in anderen Gegenden meines Erachtens kaum ziehen können. Es ist auch zu bedenken, daß der Denkmälerbestand in Bayern auf Votivbilder beschränkt ist. Zeitströmungen spiegeln sich wohl nur in der Form der Köpfe.

An die Giebel mit gekreuzten Pferdeköpfen schließt sich in Bayern ein hauptsächlich zwischen Chiemsee und Wasserburg und der österreichischen Grenze gelegener Bereich an, der sich im Salzburgischen, besonders im Flachgau, und etwas ins angrenzende Oberösterreich hinein fortsetzt. Er wurde noch nicht in gleicher Weise planmäßig untersucht wie die Landschaften

---

[47]) Die mir von Herrn Prof. K. S. Kramer freundlicherweise mitgeteilte Liste enthält die folgenden Belege: Altötting, Mirakeltafel 1591 (nicht ganz sicher als Pferdeköpfe zu erkennen); Maria Steinbach, Kreis Memmingen, 1766; Erling bei Andechs, Kreis Starnberg, ca. 1780; Deining, Kreis Wolfratshausen, 1804; Aying, Kreis München, 1818; Kleinhelfendorf, Kreis Aiblin, 1800; Kleinhöhenkirchen, Kreis Miesbach, 1770 (fraglich, ob Pferdeköpfe); Humbach bei Dietramszell, Kreis Wolfratshausen, 1800 (an 3 Häusern); Föching, Kreis Miesbach, 1796 (fraglich, ob Pferdeköpfe); Murnau, Kreis Weilheim, Mirakelbilder, ca. 1780; Rain, Kreis Tölz, 1701 (hornartig verdickte Bretterenden); Fischhausen, Gemeinde Schliersee, Kreis Miesbach, ca. 1800; Birkenstein, Kreis Miesbach, 1767 und 1770; Fischbachau, Kreis Miesbach, 1769; Wies bei Steingaden, Kreis Schongau, ca. 1770. Dazu kommt noch das schon erwähnte Raitenbuch nördlich der Donau. Ein Photobeleg aus Rottach-Egern, Kreis Miesbach, zählt hier nicht, da es sich um ein „sekundär-primitives" Beispiel handelt. Für die Mitteilung der noch unveröffentlichten Belege bin ich Herrn Kollegen Kramer zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

mit gekreuzten Pferdeköpfen[48]). Hier handelt es sich nicht um die ausgeschnittenen Windbretter. Die Tierköpfe sitzen am Unterfirst, in Österreich auch „Jungfirst" genannt. Bei vielen hölzernen Gebäuden z. B. der Wasserburger Gegend befindet sich unterhalb des Firstbaumes parallel zu ihm noch ein zweiter Balken, der sich ebenfalls durch das ganze Gebäude zieht, der Unterfirst. Er stößt durch die Bretterverschalung und ragt etwa einen Meter darüber hinaus. Diesem herausragenden Stück ist in Umrissen die Form eines Tierkopfes gegeben, vor allem eines Pferdekopfes. Auch am Stuhlbalken, der vom Firstbaum nach unten führt, sind sie befestigt. Sie kommen sowohl an Wohnhäusern, Städeln, Getreidekästen, wie in einigen Fällen auch an hölzernen Badstuben vor. An gemauerten Häusern sind sie selten[49]).

Welche Tiere in diesem bayerisch-österreichischen Streifen des Alpenvorlandes gemeint sind, läßt sich nicht immer genau ausmachen. Im Bayerischen sind die eindeutigen Pferdeköpfe häufiger als bei uns, wo sie aber auch nicht fehlen. Daneben gibt es Drachen- und Schlangenköpfe und andere, die eher katzenartig aussehen (Abb. 18). Die Namen „Katzenköpfe", „Gångkåtz" oder „Hohdielbock" neben den Rößchen deuten die Möglichkeiten an. Die Tiere sind meist nur als Kopf, zuweilen aber auch mit Vorderleib dargestellt. Unter ihnen befinden sich auch hölzerne Auslegebalken, die man für den Getreideaufzug benützte. Daß dies anscheinend eine Spätstufe ist, wie Kastner meint, muß nicht immer der Fall sein. Der als Aufzugsjoch gestaltete und „Hohdielbock" genannte Pfettenkopf aus der Frauenreuthmühle in Berchtesgaden — heute im Heimatmuseum — trägt an der Seite die Jahreszahl 1599 eingeschnitten. Manche Köpfe dieser Art an bayerischen Bauernhäusern befinden sich nicht mehr an der ursprünglichen Stelle. Sie wurden bei einem Neubau aus dem alten Hause übernommen und wieder angebracht, ein übrigens bemerkenswerter Vorgang. Herrn Schulrat K. Fiala in Salzburg verdanke ich die Nachricht, daß in Seeham, im Salzburger Flachgau, ein alter Hof abgerissen wurde. Der Besitzer wollte den geschnitzten Tierkopf unterhalb des Firstes aber nicht für das Museum hergeben, der „müsse beim Haus bleiben". Auf die Frage, warum? antwortete er: „Obn is das Jesuszeichen und darunter muß der Kopf

---

[48]) Der einzige Aufsatz, der meines Wissens diese Form behandelt, stammt von Heinrich Kastner, Pferdeköpfe als Giebelzier, Heimat und Volkstum, Amtl. Nachrichtenblatt d. Wörterbuchkommission d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften in München, 17. Jg., Heft 8, 1939. Genaueres über die Verbreitung auf österreichischem Boden wird die Karte und der Kommentar zu den Giebelzeichen enthalten, die für die 3. Lieferung des Österreichischen Volkskundeatlasses vorbereitet werden.

[49]) Kastner, a. a. O. S. 118 f.

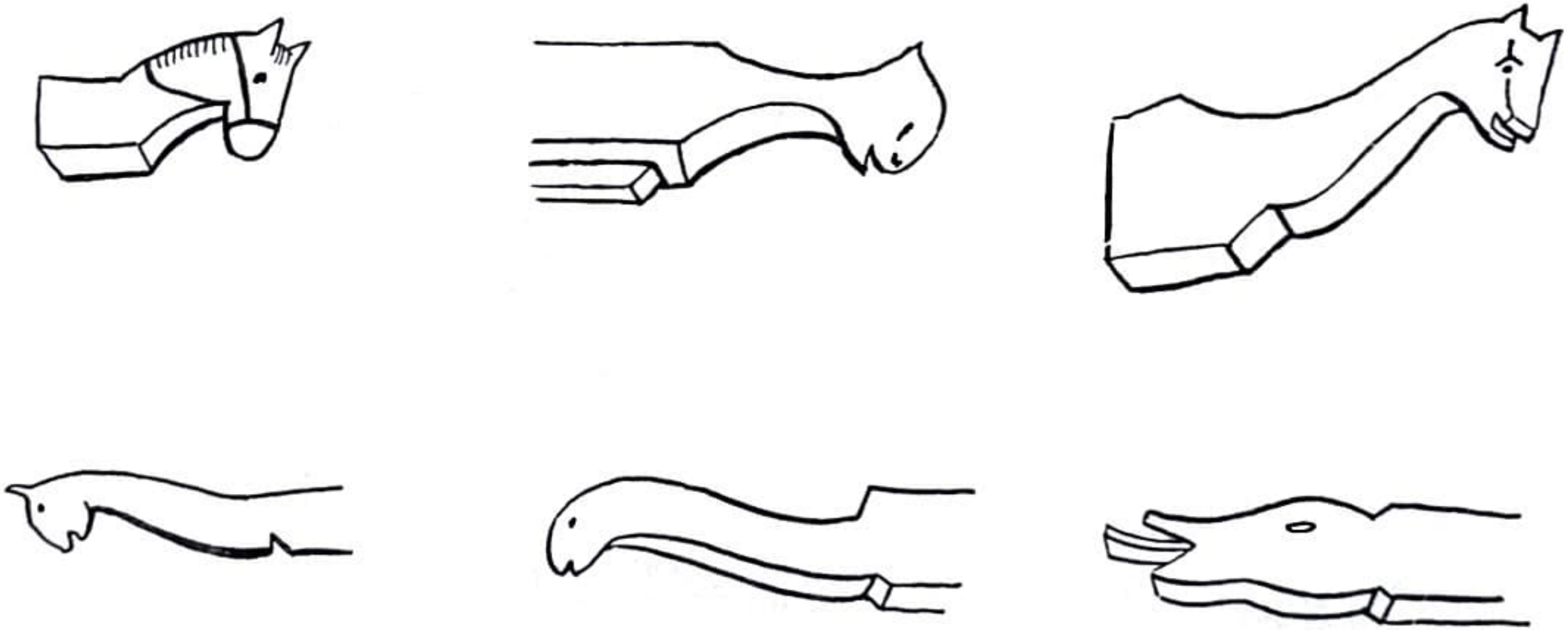


Abb. 18: Typen der Tierköpfe am Unterfirst in Bayern: Scherm, Wimpassing, Hinterschleiern, Kirchensur, Wimpassing, Siegertsbrunn

wieder sein. Da ist das Unheil begraben." Ganz Ähnliches erfahren wir auch aus Bayern. „Auffallend ist, daß manche Bauern sich weigerten, den Pferdekopf wegzugeben, aus Furcht, das Glück weiche zugleich vom Hofe. Der ‚Meßner' in Uebermoos, ein guter Kenner aller Sagen und Bräuche in dortiger Gegend, erzählt, daß diese Köpfe Unheil vom Hofe abwehren und den Stall vor Seuchen schützen[50])." Auch die alte „Friedlin" in Uebermoos meinte, daß der Pferdekopf Glück für den Hof bedeute und eine stets gefüllte Scheune gewährleiste. Damit ist auch für diese Köpfe ein Abwehr- und Segensglaube bezeugt.

Für unseren Zusammenhang ist wichtig, daß sich unter den geschnitzten Balkenenden eindeutige Pferdedarstellungen befinden, die in Bayern sogar weit in der Überzahl sind. An zweiter Stelle folgen die Drachen, die anderen Tiere sind in Bayern nur vereinzelt vertreten[51]). Pferde gibt es auch in Österreich unter diesen Giebelköpfen, in Seekirchen (Salzburg, Flachgau) sah ich sogar ein Beispiel, wo das Balkenende in zwei, einem Leib entspringende Pferdeköpfe ausmündete. Solche doppelköpfige Pferde tauchen auch auf Griffen norddeutscher und norwegischer Mangelbretter auf. Wegen einer im letzten Abschnitt zu besprechenden Bedeutsamkeit sei hier schon auf diese Form hingewiesen.

---

50) Kastner, a. a. O. S. 120.

51) Aus den Beispielen von Kastner ergibt sich folgender Überblick für Ober- und Niederbayern:
Kreis Wasserburg/Inn: Uebermoos (beim „Hansen" ein Kopf, der einem Eselskopf ähnlich sieht und als Getreideaufzug dient. Ein weiterer Kopf beim „Friedl"); Obersur (Pferdekopf); Wolfrain (Pferdekopf beim „Schuster "am Wohngebäude); Odelsham (beim „Lex" am Wohnhaus, Pferdekopf samt Rumpf und Beinstummeln); Kerschdorf (beim „Zettl", „Waldl", schöne Pferdeköpfe): Griesstätt (beim „Stubl" und „Seemaier" jeweils am Stadel schöne Pferdeköpfe); Laiming (reich bemalter Drachenkopf am Getreidestadel, datiert 1785); Kirchensur (Pferdekopf am Wohnhaus des „Mariel").
Kreis München: Höhenkirchen, Siegertsbrunn (Drachenköpfe).
Kreis Mühldorf/Inn: Scherm (beim „Scherer" Pferdekopf mit rot aufgemalter Mähne und Halfter).
Kreis Freising: Wimpassing (beim „Jesinger" ein Schlangenkopf am Stadel und am Wohnhaus ein Katzenkopf).
Ferner: In Hinterschleiern (Name im Ortsverzeichnis nicht zu finden. Verdruckt? Beim „Bies" sehr schöner Pferdekopf). Aus dem Kreis Traunstein fügt Kramer hinzu Pittenhart; Albertaich (Chiemgau, gut stilisierter, bemalter Pferdekopf). Massing im Rottal („Eselskopf"). Diesen Beleg verdanke ich Dr. P. Hammer, Altötting. Ich selbst fand das Beispiel aus Berchtesgaden (1599). Das österreichische Material im Österr. Volkskunde-Atlas, 3. Teil.

3. Die Pferdekopfgiebel in Mittel- und Norddeutschland, den Niederlanden und Skandinavien

Kehren wir zu den Giebeln mit gekreuzten Pferdeköpfen zurück. In **Mitteldeutschland** haben wir einen Rest zwischen Wertheim (westlich von Würzburg) und dem unteren Main. Nördlich davon sind Bruchstücke eines west-östlichen Gürtels solcher Vorkommen im südlichen Nassau, im Westerwald und im Siegener-Lande. Er erstreckt sich in die Gegend von Herborn, westlich Gießen[52]). Auf ähnlicher Höhe liegt ein Vorkommen in Thüringen, besonders im Kreise Ziegenrück[53]).

Das große Verbreitungsgebiet aber ist **Norddeutschland** von West nach Ost. Hier sind die Pferdekopfgiebel vor allem mit den Niedersachsen verbunden, die sie auch in ihre östlichen Ausstrahlungsgebiete mitnahmen[54]).

Im Westen beginnen die Pferdekopfgiebel mit den Gegenden sächsischen Einflusses in den östlichen Niederlanden. Heute besonders in Overijssel und dem Achterhoek, das engstens an das deutsche Gebiet grenzt, aber auch noch spürbar in Gelderland und Drenthe. Eigenartigerweise zeigt das stammesmäßig sächsisch gewordene Groningen aber den Giebelpfahl und nicht die Pferde, wie zu erwarten gewesen wäre. Das eigentliche Friesland westlich von Groningen ist jedoch erfüllt von anderen Giebelzeichen, den paarigen, nach außen blickenden

---

52) Die Belege finden sich unter anderem bei P e e z, a. a. O. S. 4, P e t e r s e n, a. a. O. S. 7, und R. A n d r e e, Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1901, S. 170 ff. Ferner Tafeln IV bis VI und Abbildungen 59, 65, 74, 75, 76.

53) P e t e r s e n, a. a. O. S. 18.

54) M i e l k e, a. a. O. S. 248 f. gibt folgende Aufzählung: „das südliche (nicht friesische) Holland, die Umgebung von Osnabrück, Minden und Uchte — überhaupt nördlich, östlich und südwestlich der Lippe (Minden, Ravensberg, Brückeburg, Grafschaft Hoya), Umgegend von Bremen, Braunschweig — hier besonders Helmstedt und Schöningen —, die Altmark, die Lenzer Wische und die nördliche Prignitz, Lüneburg, Bremen, Verden, südlich von Buxtehude, die Vierlande und die anderen Elbinseln, Holstein bis zum Ratzeburger See, Schleswig bis zur Schlei (mit Ausnahme von Eiderstedt und Nordfriesland), Angeln, Mecklenburg — teils nach innen, teils nach außen gerichtet —, Pommern, Rügen (nur teilweise), vereinzelt Danzig und im südlichen Westerwald zwischen Herborn und Dillenburg. Nicht in Münden, Herford, Ravensburg, Lippe." Einige hübsche Abbildungen der ganzen Häuser mit den Giebelzeichen bei K. T h i e d e, Alte deutsche Bauernhäuser, Königstein/Taunus 1963, Die blauen Bücher, S. 28, 29, 30, 34, 36; Die Gestaltung der Giebelzeichen in Nahaufnahme und anderes bei O. v. Z a b o r s k y - Wahlstätten, Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst, Leipzig 1936, Abb. 536 bis 556, 560.

Schwänen[55]). Sie sind in mehrfacher Hinsicht ein Gegenstück zu den paarigen Pferden, wovon bei der Sinndeutung noch zu reden sein wird. Der Form nach fallen sie u. a. dadurch auf, daß sie bloße Giebelaufsätze sind, die nicht aus der Konstruktion hervorgehen. Nach dem deutschen Ostfriesland reichen die Schwäne nur insofern herein, als sie als Einzelgestalt auf Kirchen vorkommen, wie mir H. Schöbitz mitteilt. Auf den Bauernhöfen hingegen finden sich Pferde heute dort besonders als metallene Wetterfahnen beinahe auf jedem Gehöft. Vielleicht jetzt als eine Art Standeszeichen.

Schwäne als Giebelzeichen mit gewissen, für Friesland bezeichnenden Eigenheiten (z. B. die S-Schlinge quer durch den gebogenen Schwanenhals) finden sich dann nochmals in den Dörfern um Minden an der Weser. Hier ist auch bereits aus dem 12. Jahrhundert holländische Einwanderung bezeugt. Wenn sie die Schwanengiebel bereits zu dieser Zeit mitbrachten — und die auffällige Übereinstimmung der Besonderheiten spricht eher dafür — wäre das ein wichtiger Altershinweis.

Ein fast geschlossenes Gebiet von Schwanengiebeln stellt schließlich noch das sogenannte „Alte Land" am linken Ufer der Niederelbe bei Hamburg dar. Allerdings mit eigenen Zügen, wie etwa das starke Einbeziehen des Rades in die sinnbildliche Darstellung (Abb. 19a). Solches ist im niederländischen Friesland eher die Ausnahme, wenngleich es auch da nicht fehlt. Auch hier haben wir Nachrichten, daß die Elbmarschen im Verein mit Sachsen durch eingewanderte Friesen und Holländer dem Wasser abgerungen wurden. Das Giebelzeichen der doppel-

Abb. 19a: Paarige Schwäne aus niederländisch Friesland und Harburg an der Niederelbe

[55]) Alarich Augustin, Germanische Sinnbilder als Hofgiebelzeichen, das Schwanengiebelzeichen in Niederländisch-Friesland, Berlin 1942.

ten Schwäne scheint hier also stark mit Stammesüberlieferungen verbunden gewesen zu sein. Diese Schwanengiebel-Enklaven werden aber von Pferdekopfgebieten umschlossen.

Auch bei den Giebelpferden hat man nach Stammeseigenheiten gesucht. Als Unterscheidungsmerkmal wollte man die nach außen und nach innen blickenden Pferdepaare verwenden und sie mit Stammesgrenzen innerhalb des Niedersächsischen verbinden. Das scheint jedoch nicht haltbar zu sein. Es gibt verschiedene Versuche von Kartierungen der Pferdekopfgiebel in Teilen von Norddeutschland[56]). Im Bezirk Lüneburg aber zeigt sich z. B. bloß, daß in seinem nördlichen Teil die nach innen gerichteten Pferdeköpfe häufiger zu sein scheinen als im Süden. Grenzen ergeben sich jedoch nicht. Nach außen sehende Pferdeköpfe beherrschen aber z. B. das Umland der Schwanengiebel an der unteren Elbe, so in den Kreisen Harburg, Stade und Zeven. In der Winsermarsch, bei Bardowiek, in den Vierlanden und auf den Elbinseln Wilhelmsburg, Altenwerder und Finkenwerder haben wir aber wieder Pferdeköpfe, die einander „ansehen". Ich verweise auch auf das Vorkommen beider Formen in Tirol, wo sie am ehesten zwei verschiedenen Zeitschichten angehören. Um Stammesverschiedenheiten einigermaßen gesichert annehmen zu können, bedürfte es wohl auch mehrerer Merkmale als bloß der Blickrichtung der Giebelzeichen, die doch nur eine Einzelheit darstellt[57]).

Die größten Einsprengsel anderer Formen im großen Bereich der norddeutschen Pferdekopfgiebel bilden aber Landschaften mit Giebelpfählen. So z. B. zwischen Hannover, Minden und Osnabrück, in Hannover freilich auch stark mit Pferdeköpfen durchsetzt. Insgesamt ziehen sich die Pferdekopfgiebel von Westfalen und Oldenburg bis Ostpreußen, aber immer wieder durchbrochen von anderen Formbereichen. Wobei die Giebelpfähle in oft reicher ornamentaler Ausgestaltung die häufigsten Einschübe bilden. Sie mit ursprünglich wendischem Volkstum zu

---

56) Schon Petersen a. a. O. S. 21 wollte in den nach innen gekehrten Köpfen der Giebelzeichen eine Eigenart der Chauken erkennen, in den nach außen gerichteten das Stammesgebiet der Angrivarier; v. Haxthausen, Über die Agrarverfassung in dem Fürstenthum Paderborn und Korvei, Berlin 1829 schrieb den Bereich der nach innen blickenden Köpfe den Langobarden zu und die entgegengesetzt blickenden den Angrivariern; v. Binzer, Die Pferdeköpfe und die uralten Herdformen der Bauernhäuser in Norddeutschland, Hannover 1899, versuchte, diese Grenzen durch Fragebogen genauer festzustellen, ohne damit Anerkennung zu finden. Weitere Kartierungsversuche stammen von K. Brandi, Stammesgrenzen zwischen Weser und Ems, Mitteilungen des Vereins f. Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, 1893; E. Schlöbke, Siedlung, Wohn- und Bauweise in: Lüneburger Heimatbuch; und W. Peßler, Der volkstümliche Wohnbau an der Niederelbe, S. 24 f.

57) Der gleichen Ansicht ist auch H. Harter, a. a. O.

verbinden, wie man auch versucht hat (man nannte sie sogar „Wendenknüppel"), geht wohl nicht gut an. Sie kommen ja z. B. auch in den Niederlanden und in Skandinavien vor.

Im übrigen muß es norddeutschen Bearbeitern überlassen bleiben, den sichtlich noch nicht im Gesamten genau erfaßten oder zumindest veröffentlichten Denkmalbestand dieser Gegenden eingehender zu erforschen und darzustellen. Die bisherige Literatur darüber ist oft mehr als zerstreut und fast ein Zusammenlegespiel, will man sich Überblicke verschaffen. Zu einem Großteil muß man das gesamte Schrifttum über Hausbau und Hausformen in Norddeutschland bis hinein in die kleinen heimatkundlichen Veröffentlichungen daraufhin durchsehen. Fast überall findet man Einschlägiges. So weit dies aus der Literatur möglich ist, hat H. Harter hier schon gute Vorarbeit geleistet.

Seither kam noch eine zusammenfassende Bestandesaufnahme im nordelbischen Teilgebiet hinzu, das die früheren Herzogtümer Holstein und Lauenburg, einschließlich Dithmarschens umfaßt. Dazu die ehemaligen Fürstentümer Ratzeburg, das zu Hamburg gehörende Landgebiet, Lübeck und die Insel Fehmarn[58]). Der Verfasser dieses Buches, H. A. Herrmann, sammelte und kartierte sämtliche Schmuckzeichen am Bauernhaus. Dem Formenkreis der Pferdeköpfe an Giebel und Dach sind in der Veröffentlichung lediglich 8 Seiten gewidmet. Wichtig sind darin vor allem 4 Verbreitungskarten, in denen die gesamten Formen des Firstschmuckes im Untersuchungsgebiet eingetragen sind. Man erkennt daraus deutlich Formenlandschaften und Gemengebereiche. Bei den Pferdeköpfen selbst bringt der Verfasser drei voneinander unterscheidbare Typenreihen für die Bereiche Ost- und Mittelholstein (einfachste Gestaltung), Lauenburg-Ratzeburg, und die Vierlande (ornametale Auflösung) auf einer Abbildungstafel mit 20 Beispielen.

Außer dieser Auszier an den Schutzbrettern des eigentlichen Giebels berücksichtigt Herrmann in einem weiteren Kapitel die sogenannten „Hemmklauen". Das sind je zwei den seitlichen Bedachungsflächen aufliegende Bretter, deren freie Enden sich oberhalb der Firstlinie überschneiden und nach beiden Seiten über sie hinausragen. Diese freien Enden sind auch zu Zierformen ausgestaltet. Die Holsteiner Gruppe hat hier Pferdeköpfe, die Elbmarschen Dreisprosse.

Auch Herrmann kommt zu dem Ergebnis, daß alle Versuche, aus der Blickrichtung der Pferdeköpfe Rückschlüsse auf eine frühere Stammeszugehörigkeit der bäuerlichen Bevölkerung

[58]) H. A. Herrmann, Schmuckformen am Bauernhaus in Holstein. Beispiele und Reste einer niederdeutschen Bautradition. Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinschen Universitätsgesellschaft NF Nr. 18, Kiel 1956.

zu ziehen, keinen Erfolg versprechen. Er kann sogar Beispiele dafür bringen, wie die Blickrichtung beim Ersatz verwitterter Köpfe zuweilen in ihr Gegenteil verkehrt wurde. Dabei ist der Nachweis werkstattgebundener Formtraditionen wichtig. Die Eigenart verschiedener Landschaften kommt vor allem in der Verwendung zusätzlichen Schmuckwerkes zum Ausdruck. Etwa dem Einbeziehen von Radkreuzen, Dreisproßformen in Lauenburg und Ratzeburg. Rhythmische Reihen von Zieraten sind beim Gegenwartsbestand der Vierlande am stärksten ausgeprägt. Daneben kommen allerdings auch einfachere Gestaltgebungen an älteren Gebäuden vor. Da die Pfannenstielsche Karte der Vierlande von 1666 derartige Firstzierden nicht aufweist, meint Herrmannn (S. 100) eine neuzeitliche Bevorzugung städtisch beeinflußter barocker Stilelemente dafür verantwortlich machen zu können. Im bäuerlichen Möbel- und Schmuckwerk dieser Landstriche sei das auch sonst zu bemerken.

Damit wäre meines Erachtens allerdings auch noch nicht alles erklärt. In Norwegen z. B. setzt mit der Akanthusranke eine sicher von den Zeitstilen beeinflußte Entwicklung überwuchernder Linienfreude ein[59]). „Eine neue Osebergzeit", wie es norwegische Forscher formulierten. Das bedeutet aber gleichzeitig, daß hier eine Zeitsituation einer stets vorhandenen Unterströmung entgegenkam, die einst im Liniengerinnsel der Wikingerkunst ihre höchste Entfaltung fand. Auch bei den Melodien der doch erst im 17. Jahrhundert ausgebildeten norwegischen Hardangergeige zeigt sich ein ähnlicher Formwille, der offenbar immer wieder durchbricht[60]). Gerade im Norden, wozu auch schon Norddeutschland gezählt werden muß, ist damit zu rechnen. Wir kommen noch darauf zurück.

Nach der sehr dankenswert genauen Bestandesaufnahme Herrmanns von Dorf zu Dorf ragen die freien und ausgezierten Enden der Windbretter 1 bis 2 m über die Firstlinie hinaus. Die Breite der überstehenden Teile ist meist größer als die der Windbretter selbst. Zur Herstellung stärker verzierter Köpfe werden daher Anleimer verwendet. Nur in den wenigsten Fällen sind die Firstzierden heute noch unmittelbare Verlängerungen der Windbretter. Sehr oft scheinen erneuerte Teile infolge der Verwitterung nachträglich auf die Windbretter aufgesetzt worden zu sein. Aber auch von vornherein sind die Zierteile anscheinend nicht selten als Aufsitzer angenagelt worden. Ein Ersatz der vermorschten Giebelzier war so leichter möglich.

Als Material wurden nach Herrmanns Erkundungen starke, möglichst astfreie Eichen- oder Lärchenbohlen verwendet.

---

[59]) R. Hauglid, Norsk Folkekunst, Oslo 1953, S. 14 f.
[60]) R. Wolfram, Die Bauernspielleute in Schweden und Norwegen, Olympia, 2. Heft, Salzburg 1950, S. 35.

Sie mußten mit einem Beil aus dem Stamm herausgehauen sein, dadurch staucht sich die Längsfaser und das Holz ist widerstandsfähiger gegen Verwitterung. Sägen würde die Faser zerreißen. Die Verbindung der Bretter untereinander erfolgt durch starke Holznägel, Verblattung ist seltener. Vor allem wichtig ist aber die Feststellung, daß die Umrißformen dann mit Schweif- und Stichsägen nach sorgsam aufbewahrten Schablonen durch Tischler oder häufiger durch Stellmacher ausgesägt wurden. Auch dadurch entsteht der Eindruck einer gewissen Gleichförmigkeit in einzelnen Gebieten. Das Vorhandensein von vererbten Vorlagen begünstigt allerdings auch das Beibehalten einzelner Formen durch längere Zeiträume und somit eine stärkere Überlieferungskontinuität.

Über Glaubensvorstellungen, die mit den Giebelpferden verbunden waren, enthält Herrmanns Buch nichts.

Versucht man, die künstlerische Gestaltung der Giebelzeichen im gesamten Norddeutschland zu überblicken, so steht man vor einer ungemein großen Mannigfaltigkeit, die weit über das hinausreicht, was im süddeutschen Raum zu finden ist. Neben den schon erwähnten ziemlich einfachen und naturgetreuen Abbildern (Abb. 19 b, c) stehen Stilisierungen, die bis an die äußerste Grenze des eben noch Erkennbaren gehen. Die Pferdeköpfe sind dann umspielt von einem phantastisch ausgreifenden Rankenwerk. Sterne, Räder und Dreisproßblumen sind in den freien Raum des Halsbogens hineinkomponiert. Auf den Elbinseln und bei Buxtehude wird der Pferdekopf ganz schmal, fast selbst zu einer Ranke. Beispiele aus dem Alten Lande bildet u. a. G. Buschan ab[61]). Am weitesten von Pferdeköpfen entfernt sind die von Herrmann aus den Vierlanden gezeigten Stücke. Sie sind jedoch keineswegs allein für die bewegten und aufgelösten Formen kennzeichnend. Auch in Lauenburg und Ratzeburg und bis ins Memelland haben wir die eigenartigsten Linienspiele, die mit der Barocktradition der Vierlande allein wohl nicht erklärt werden können. Eine ganz besondere Wirkung entsteht durch die sogenannte „durchbrochene Fläche“ vieler Beispiele (Abb. 19d). Man ist an baltische Spinnwockenschnitzereien gemahnt. Letztlich sogar an die skythische und sibirische Kunst, aber auch das Tiergerinnsel der Wikingerzeit. Man spürt eindeutig, daß man in nördlichen Gefilden ist. Österreich, das Land des Barocks, kennt z. B. derartige Umbildungen der Pferdeköpfe nicht. Bei Herrmann vermißt man auf seiner Bildtafel übrigens auch die Formen mit dem auf dem Pferdehals oder Haupt sitzenden Vogel. Auch von einer

---

61) Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen, München 1936, Tafel IV.

Mehrzahl solcher Vögel geht zur stilisierten Mähnenbildung eine Brücke. In solchen Fällen ohne Barockschnörkel. Welche Tiere beim Grundgerüst gemeint sind, bleibt jedoch zumeist nicht zweifelhaft.

Auch im Text seines Buches erwähnt Herrmann die von Karl v. Spieß so genannten „Geleittiere" nicht, also die auf Hals und Kopf der Pferdchen sitzenden Vögel (Abb. 20). Spieß[62]) hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß wir schon aus der Hallstattzeit eine Reihe von Pferdebildern kennen, die kleine Vögel auf dem Rücken sitzen haben[63]). Zum besseren Vergleich bilde ich zwei davon ab (Abb. 21). Diese Verbindung ist höchst eigenartig. Bei den Giebelzeichen könnte man noch daran denken, es handle sich um ein Abbilden wirklicher Vögel, die sich zuweilen auf diesen Schmuckbrettern niederlassen mögen. Auch dies wird aber zweifelhaft, wenn wir z. B. einen Vogel betont auf dem in einem Tierkopf auslaufenden mächtigen Firstbaum des Hauses im Gouvernement Vologda angebracht sehen. Dazu die als Pferdchen geschnitzten Randhaken zur Stützung der Dachrinne. Hier scheint alle Auszier nicht zufällig, sondern noch von Glaubensvorstellungen bestimmt. Dies muß auch bei den Pferden der Hallstattzeit angenommen werden, welche Vögel tragen. Sie stehen in Ganzfigur für sich allein, die Vögel sitzen auf dem Kopf und Rückenende. Was damit gemeint war, darüber können wir nur Vermutungen anstellen. Am nächsten liegt der Gedanke an Seelenvögel, wie solche ja schon bei den Langobarden bezeugt sind[64]). Ob bei den Vögeln auf Giebelpferdchen auch eine Dauerüberlieferung vorliegt, läßt sich natürlich nicht sagen. Es sei nur auf diese merkwürdige Verbindung von Pferd und Vogel hingewiesen.

Abb. 21: Pferde mit Vögeln, Hallstattzeit: Kampanien, Voghenza

---

62) Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925, S. 27.

63) M. Hoernes und O. Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 3. Aufl. Wien 1925, S. 519, Fig. 9 und 10 aus Kampanien und Voghenza. Auf der Situla von Watsch sitzt ein Vogel auf einem Widder.

64) Auf Reiterdarstellungen der Vendelzeit sitzt zuhinterst auf dem Roß noch eine kleine Gestalt, die als Dämon aufgefaßt wird. Auch dies könnte eine Deutung im oben genannten Sinne stützen.

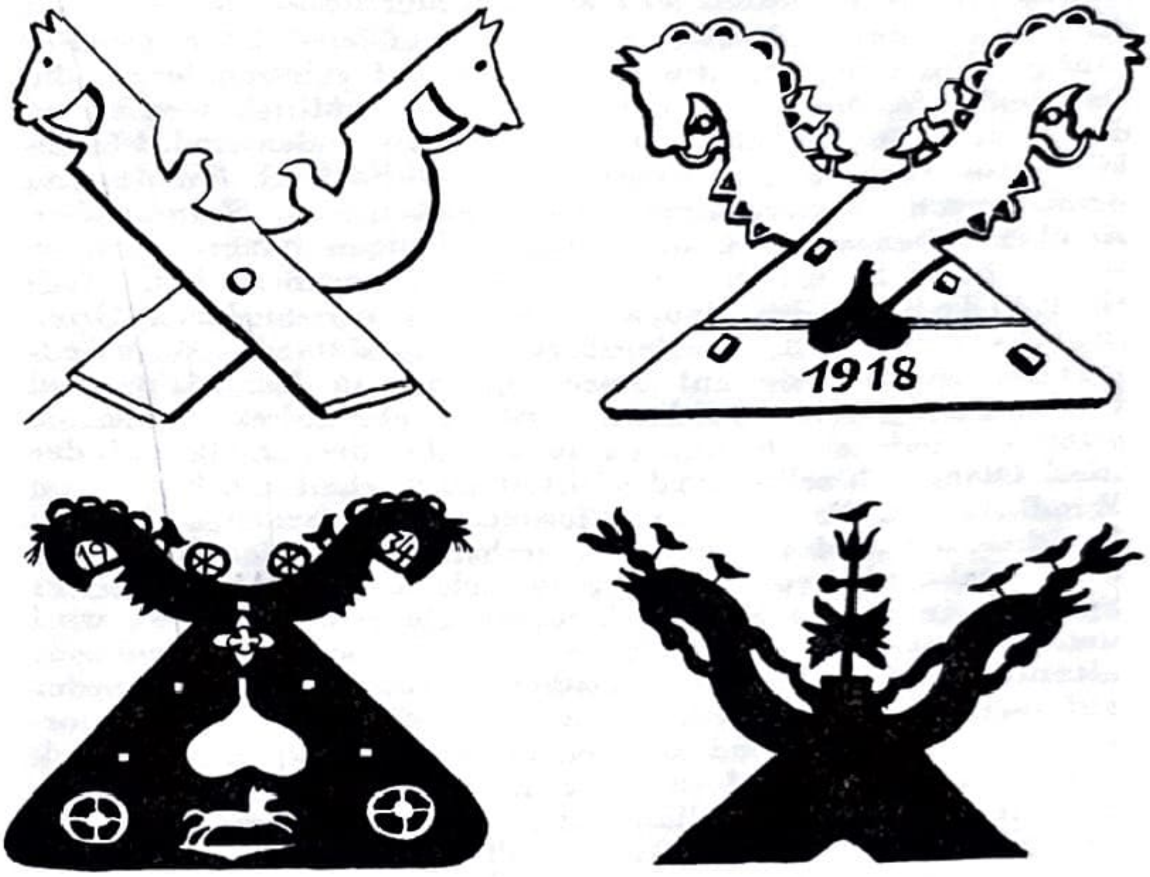


Abb. 20: Rößchen mit Vögeln als Geleittiere: Hille (Minden), Warmsen (Nienburg), Buschhorn b. Warmsen Nidden (Memelland)

Gegen Norden zu finden wir die paarigen Giebelpferde in Schleswig und Holstein noch ziemlich dicht mit einigen Aussparungen. In Dänemark dagegen treten andere Zeichen in den Vordergrund, ähnlich heute in ganz **Skandinavien.** Trotzdem fehlten die Pferdekopfgiebel aber auch hier nicht.

Heute sind in **Norwegen** z. B. die Giebelpfähle ziemlich häufig. Zum alten skandinavischen Bestand gehören ferner die Drachenköpfe, die von den Stabkirchen des Mittelalters bis zu den Bauernhäusern später Jahrhunderte zu finden sind. Pferdeköpfe an Giebeln sind aber geschichtlich durch Funde und Abbildungen bezeugt, auch wenn sie heute in Skandinavien ziemlich selten wurden. In seinem gewaltigen Bauernhauswerk weist K. Rhamm[65]) auf etliche Vorkommen hin. Nach H. Hildebrand[66]) finden sie sich an verschiedenen Orten in **Schweden,** z. B. in Ransberg (Vestergötland). Mandelgren[67]) bezeugt sie auf einem Speicher in Härjedalen und D. Bruun[68]) bildet solche aus **Island** ab. Zuletzt waren sie offenbar noch am häufigsten in Ostschweden, z. B. auf der Insel Öland. Ich selbst fand stilisiert ausgeschnittene Enden von Windbrettern, die sehr nach Pferdeköpfen aussehen, auf einem Speicher des Hofes Vindlaus oberhalb von Dalen, nahe der alten Stabkirche von Eidsborg in Telemarken (Abb. 22). Der Speicher, in dessen Holz auch Runen eingeschnitten sind, wird um 1300 angesetzt. Die Balken mit den Giebelzeichen sind sehr alt und wurden bei einer Dacherneuerung zu oberst wieder aufgesetzt. Das war deutlich zu sehen. Ein anderes noch vorhandenes Beispiel sind pferdekopfartig ausgeschnittene Windbretter an einem Hof in Mora (Dalekarlien), jetzt im Zornmuseum. Die Tierdarstellung ist freilich schon recht abgekürzt. Die gegenwärtige Funddichte von Pferdekopfgiebeln in Skandinavien läßt sich freilich mit der norddeutschen nicht vergleichen.

In **England** fehlen solche Giebel meines Wissens heute erstaunlicherweise. Die starke angelsächsische Einwanderung ließ solche doch vermuten, doch fand das sächsische Pferdesymbol anscheinend in erster Linie in etlichen Bräuchen und Wappen seinen Niederschlag[69]). Wenigstens was den gegenwärtig faßbaren Bestand der Volkskultur betrifft. Dazu gehören vor allem die sehr zahlreichen Bräuche mit Pferdemasken. Die Bedeutung des Pferdesymbols lassen aber einige sehr merk-

---

65) a. a. O. Bd. 1, S. 588 und Anm. 2.

66) Sveriges medeltid, 1879 bis 1898, S. 143, Anm. 1.

67) Atlas till Sveriges odlingshistoria, 1877, Tafel XI, Fig. 10.

68) Nordboernes Kulturliv i Fortid og Nutid I, Island, Fig 78 und 90. Gekreuzte Giebelzeichen verschiedener Art auch bei S. Blöndal und S. Sigtryggsson, Myndir ur menningarsögu Islands a lidhinum öldum, Reykjavik 1929.

69) Vergl. R. Wolfram, Robin Hood und Hobby Horse, Wiener Prähistorische Zs., XIX. Jg., Wien 1932.

würdige Denkmäler erkennen. Es sind die in die weißen Kreidefelsen geschnittenen Riesenpferde, von denen mindestens zwei in alte Zeiten zurückgehen[70]). Sie sollen nach sächsischen Siegen gegen dänische Angreifer im 9. Jahrhundert ausgeschnitten worden sein. Das sehr stilisierte Tier von Uffington ist 114 m lang. Selbst heute noch hängt die Bevölkerung an ihnen und reinigt sie in gewissen Abständen von Unkraut. Ob die Herleitung und Datierung richtig ist, läßt sich freilich nicht mit voller Sicherheit sagen. Möglicherweise ist das Pferd von Uffington nämlich noch älter als das 9. Jahrhundert. Auch dann könnte es noch sächsischen Ursprungs sein und Zeugnis für die Bedeutung des Pferdesymbols bei den nach England gekommenen Sachsen ablegen[70a]).

Selbst wenn dies zutreffen sollte, wird dadurch das Fehlen von Pferden als Giebelzeichen bei den späteren Bauten nur noch rätselhafter, während sie sich in den Auswanderungsgebieten Norddeutschlands in solcher Dichte hielten. Aber Giebelzeichen sind in England überhaupt nicht häufig. Bei einer Durchsicht der englischen Veröffentlichungen[70b]) stieß ich bloß in Cheshire auf Giebelpfähle, auf sonst nichts. Nach der freundlichen Auskunft der „Folk Lore Society" sind sie seit Jahrhunderten die am meisten verwendete englische Giebelzier[70c]). Außerdem findet man noch Drache, Hahn, Greif und eine runde Kugel. Nicht weiter belegte ältere Nachrichten von P e e z, daß Schwäne und Pferde auch in England begrenzt als Giebelzeichen vorkommen, konnte ich nirgends bestätigt finden. Englische Kenner der älteren Bauweise verneinen dies.

An und für sich steht in England freilich das gemauerte Haus im Vordergrund. Die Schornsteine seiner offenen Kamine befinden sich an den beiden Giebelenden des Hauses. Das verhindert eine Giebelzier an solchen Steildächern überhaupt. Immerhin gibt es aber doch auch zahlreiche Fachwerkhäuser mit Strohdächern, die Giebelzeichen entgegenkommen würden. Das Fehlen unserer Zeichen bleibt somit merkwürdig, auch wenn man die weitgehende Vernichtung des Bauerntums in England berücksichtigt.

---

70) M. Oldfield H o w e y, The horse in magic and myth, London 1923, S. 66 ff.

70a) Die neueste Arbeit, Diana W o o l n e r, New light on the White Horse, Folklore, 78. Jg., London 1967, S. 90 ff., verficht auch den sächsischen Ursprung, verlegt ihn aber ins 5. oder 6. Jh. n. Chr. Sie bringt ihn mit dem Wodanskult in Verbindung.

70b) Z. B. der beiden Sonderbände der Zeitschrift „The Studio" von Charles H o l m e: Old English Country Cottages, London 1906; ders.: The Village Homes of England, London 1912.

70c) Für diese Auskünfte bin ich Miß Christina H o l e sehr zu Dank verpflichtet.

In alter Zeit scheint freilich auch England mehr an Giebelzeichen gekannt zu haben. Solche sind auf englischen Bauten bereits auf dem Teppich von Bayeux zu sehen (11. Jahrhundert). Sie sind sehr stilisiert, einmal scheint ein Raubvogelhaupt, einmal ein Drachenkopf dargestellt zu sein. Eine Quelle aus der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde meines Wissens bisher jedoch in diesem Zusammenhang noch nicht herangezogen. Es ist der Plan für die Anlage einer neuen Wasserleitung des Klosters von Canterbury[70d]). Die Zeichnung bildet die Kathedrale und sämtliche Klostergebäude im Aufriß ab. Bezeichnenderweise finden sich Giebelzierden nur auf den Nebengebäuden. Auf dem „Necessarium" (Abortanlagen) und der „Aula nova" wird der linke Giebel jeweils von einem Löwen bekrönt, der rechte von einem Drachen. Für uns vor allem wichtig ist aber das „Domus hospitum". Es zeigt Steilgiebel, die von zwei gekreuzten, freilich ziemlich dünn gezeichneten Linien überragt werden, die sich am oberen Ende gegen innen wenden. Man weiß nicht recht, sollen damit nach innen blickende Köpfe angedeutet werden oder rollen sich die Zeichen ein. Über den Giebelbrettern des Nachbargebäudes wiederholen sich die gleichen Zeichen abermals, hier in direkter Vorderansicht. Die Zeichen sind von gleicher Dicke wie die Linie, welche den Giebel außen begrenzt, der gesamte Giebelabschluß ist jedoch breiter. Da Zeichen und Außenlinie in der gleichen, vom übrigen Giebelabschluß abweichenden Farbe gezeichnet sind, wird dadurch wohl angedeutet daß die überstehenden Teile direkt aus dem äußersten Balken hervorwachsen. Es wären also richtige Windschutzbretter mit überstehenden, gekreuzten und ausgezierten Enden. Das bisher einzige Beispiel dieser Art, das ich aus England kenne. Da es auf Nebengebäuden angebracht ist, ließe sich denken, daß hier die volkliche Überlieferung zum Ausdruck kommt, wogegen die Kathedrale und sonstige Klosterbauten der Stilkunst ihrer Zeit angehören. Gekreuzte Giebelzeichen hätte es also offenbar vor 800 Jahren in England doch gegeben, auch wenn sie später verschwanden.

Eine sehr auffallende Erscheinung ist es, daß in **romanischen** Ländern Giebelzeichen der besprochenen Art fehlen, obwohl z. B. Frankreich und Spanien alte Fachwerkbauten besitzen. Frankreich in der Normandie und bei den Basken sogar in ländlichen und nicht bloß städtischen Bauten. Die spanische Provinz León kennt zwar überkreuzte Giebelbretter, die aber nicht verziert sind.

[70d]) „Blüte des Mittelalters", hg. v. Joan Evans. München 1966, 55, Abb. 45.

4. Die Pferdekopfgiebel in Ost- und Südosteuropa

Anders als in der Romania steht es mit Ost- und Südosteuropa. Die ostdeutschen Pferdekopfgiebel setzen sich nämlich im anschließenden Bereich weiter fort. Im **polnischen** Gebiet finden wir die Pferdekopfgiebel z. B. in den direkt an Ostpreußen stoßenden kurpischen Straßendörfern des waldreichen Gebietes im Kreise Kolno[71]). Mit den Pferdeköpfen wechseln in dieser Gegend ähnlich wie in unserem Waldviertel auch hörnerartige Gebilde, in der Mitte ist gerne ein Kreuz. Auch in dem nördlich an Ostpreußen anschließenden Kreise Suwalki sind Pferdekopfgiebel zu finden[72]). Diese Giebelzeichen heißen litauisch „žirges", Dachreiter, von „žirgas", Roß, Pferd[73]).

Das **estnische** Dach ist ein ziemlich steiles Strohdach, das auffallend an das sächsische erinnert[74]), insbesondere durch die Bildung des Giebelwalms, an dem ein Uhlenlok zu bemerken ist (Abb. 23). Im übrigen liegen die Verhältnisse bei den Giebelzierden ähnlich wie in den an Ostpreußen grenzenden Gebieten. Pferdekopfgiebel wechseln mit hörnerartigen Gebilden, nur daß hier die letzteren häufiger zu sein scheinen. Um Dorpat überwiegen Hörner, um Reval Pferdeköpfe. In Nikoleyev, Bez. Pskow (Pleskau), beobachtete sie ein Soldat während des letzten Krieges.

---

[71]) Arved Schultz, Ethnographischer Bilderatlas von Polen (Kongreß-Polen), Beiträge zur polnischen Landeskunde; Bd. 5, Reihe B, Berlin 1918, Abb. 38, 54, 55, 83.

[72]) Ebda., Abb. 98, 99.

[73]) Grimm, Deutsche Mythologie Bd. 3, S. 190. Auch hier sind daneben die „ragai" genannten Hörner angeführt.

[74]) Rhamm, a. a. O., S. 221. Er zitiert auch Heikel, Das Gebäude der Tscheremissen, Mordwinen und Finnen, Journal de la Société Finno-Ougrienne IV, 1888, wo auf den Fig. 166, 169, 292 und 294 gekreuzte Giebelpferde abgebildet sind. Fig. 169 gibt Rhamm auch auf S. 221 seines Werkes wieder. Rhamm verweist auch auf niedersächsische Einflüsse in Estland. Zum Unterschied davon finden sich die bei den Großrussen hie und da vorkommenden Pferdeköpfe als Giebelzierat nach Rhamm niemals in Verbindung mit einem Giebelwalm und niemals nach sächsischer Art an 2 kurzen, sich kreuzenden Giebelbrettern. G. Ränk, Die Bauernhausformen im baltischen Raum, Würzburg 1962, erwähnt die geschnitzten Giebelbretter beim litauischen Hause auf S. 3, auf S. 93 spricht er bei den estnischen Riegenwohnungen von Sparrendächern mit dreieckigen Eulenlöchern an beiden Enden des Dachkammes, die in älterer Zeit von pferdekopfartig geformten Giebelbrettern eingerahmt waren.

Abb. 23: Speicher mit Giebelpferden, Estland

Schließlich sind paarige Pferdeköpfe als Giebelzeichen auch bei den **Großrussen bezeugt.** Haxthausen[75]) berichtete als erster 1847 über sie, Rhamm[76]) trug weitere Nachrichten zusammen. Allerdings ist es schwer, sich aus ihnen ein klares Bild zu machen. An und für sich bilden Pferdeköpfe in Rußland auch im Hausinneren um den Ofen und an Sitzmöbeln ein beliebtes Schnitzmotiv. Im norddeutschen Bereich trägt vor allem der Herdrähm solche Köpfe. Das Dach russischer Häuser hat dreierlei Arten von Pferdeköpfen: Einmal das zu einem Kopf ausgeschnittene Ende des mächtigen, obenauf liegenden Firstbalkens. Zu diesem Zwecke wird der Wurzelstock des Baumes am Stamm belassen und entsprechend geschnitzt, übrigens nicht immer nur als Pferdekopf. Das Zentralblatt der Bauverwaltung bemerkte dazu 1881 „Noch heute gelten diese als Talisman, die das Haus schützen sollen."

Die zweite Gruppe von Pferdeköpfen entspricht am ehesten unseren gekreuzten Giebelpferden. Es sind paarige, nach außen blickende Häupter. Ein Unterschied zu uns ist aber, daß sie nicht durch die Enden ausgeschnittener Windbretter gebildet werden, sondern aufgesetzt sind, wenn man den Schriftzeugnissen und Abbildungen trauen kann. Auch Hähne und andere Tierhäupter kom-

---

75) Studien über die inneren Zustände Rußlands, 1847, S. 17, 94.
76) Die altslawische Wohnung, Braunschweig 1910, S. 279 ff., 391 f.

men vor. Wo Windbretter unserer Art auftreten, sind sie oben nicht gekreuzt, sondern schließen mit dem Giebel ab. Hingegen trägt die Verlängerung nach unten verschiedene Auszier, wie das in Tirol, Norddeutschland und Skandinavien zuweilen auch vorkommt. Dort münden die Enden in Drachenköpfen.

Das dritte Auftreten von geschnitzten Pferdeköpfen sind die in solcher Weise ausgeschnittenen Randhaken, welche die Dachrinne tragen.

D. Zelenin schildert die Dachkonstruktion bei den nördlichen Großrussen. „Oben am Dache befindet sich der Firstbaum und verschiedenartige Preßbäume ... Die Enden der Firstbäume, zuweilen auch die der Randhaken, werden mit Holzschnitzwerk in Form von Tierköpfen, am häufigsten eines Pferdekopfes, zuweilen einer Gans verziert." Die beigegebene Abb. 208 zeigt den zuoberst auf dem Dach liegenden Firstbaum, ganz wie auf vorgeschichtlichen Hausurnen, dessen Ende über dem Giebel in einen gewaltigen geschnitzten Kopf ausläuft, hier übrigens keinen Pferdekopf. Auch Vögel sind auf kleinen Aufsätzen auf dem Firstbaum angebracht. An unsere Pferdeköpfe erinnern dagegen die ausgeschnittenen Randhaken, welche die Dachrinne tragen (vergl. unsere Abb. 27).

Die beste Bezeugung der paarigen Pferdeköpfe haben wir aus dem Gouvernement Jaroslaw und der Gegend von Nowgorod. Ob hier einstige Hanseniederlassungen nachwirken, kann nicht gesagt werden. Schließlich sollen die Pferdeköpfe auf Hausgiebeln auch an der Wolga vorkommen, doch enthalten die Quellen nichts darüber, ob möglicherweise bei Wolgadeutschen. Das russische Verbreitungsgebiet ist somit wohl noch nicht zureichend erforscht und gestattet keine sicheren Schlußfolgerungen.

Pferdekopfgiebel fehlen schließlich auch bei den Südslawen nicht ganz. Das große Werk „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten", herausgegeben vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein, Dresden 1906, bildet aus Kroatien drei gekreuzte Giebelzeichen aus Kraljevci, Tovarnik und Sid ab, die alle aber recht stilisiert sind und kaum richtige Pferdeköpfe erkennen lassen. Rhamm[77]) übermittelt jedoch eindeutige Nachrichten aus Syrmien, Slawonien und der Posavina. Genaueres verdanke ich jedoch brieflichen Mitteilungen südslawischer Kollegen. Prof. M. Gavazzi schreibt mir, daß die als Pferde ausgeschnittenen Enden gekreuzter Giebelbretter seines Wissens auf das östliche Slawonien mit Syrmien und zum Teil die Vojvodina begrenzt sind. Abbildungen stammen z. B. aus Otok bei Vinkovci[78]), eine Nachricht aus Slankamen an der Donau in Syrmien. Nördlich von Otok und

[77]) Die altslawische Wohnung, S. 390 f.
[78]) Zbornik za narodni život i običaje, Bd. 2, Zagreb 1897, S. 130, 132.

etwas östlich von Osijek (Esseg) finden sich Pferdekopfgiebel auch in Haraszti, einem eingesprengten magyarischen Dorfe dieser Gegend[78a]). Direktor Rajko Nikolić vom Museum der Vojvodina in Novi Sad übermittelte mir eine handgezeichnete Verbreitungskarte der Vorkommen, von denen Bački Monoštor, Vajska und Russki Krstur in der Batschka liegen, Kikinda und Begejci im Banat und Sr. Kamenica in Srem, alle nördlich der Donau (Abb. 24a, b) Bački Monoštor ist überwiegend von Kroaten-Schokazen bewohnt, Ruski Krstur zumeist von Russinen, Kikinda überwiegend von Serben und Begajčica vorwiegend von Rumänen. Man sieht, die volkliche Herkunft ist sehr bunt. Doch ist in dem von den Türken verwüsteten Banat und seinen Nachbarräumen überhaupt mit sehr vielen späten Neu-Besiedlungsvorgängen zu rechnen, zu denen auch die Donauschwaben zu zählen sind. Auch aus der Baranja (Kroatien) gibt es einige Nachrichten über Pferdekopfgiebel.

Alle diese Gegenden sind oder waren durchsetzt mit deutschen Sprachinseln. Jugoslawische Forscher sind der Ansicht, daß diese Giebel eine Übernahme deutscher Gepflogenheiten darstellen, die von den Südslawen weitergeführt wurden. Ganz einfach ist eine solche Herleitung jedoch nicht, denn die Schwaben haben, so viel wir am Denkmälerbestand und der Literatur des letzten Jahrhunderts sehen können, in ihrer alten Heimat diese Giebelzeichen nicht. Zumindest nicht mehr. Ob möglicherweise bayerisch-österreichische oder — was eher der Fall sein könnte — pfälzische Mitsiedler dergleichen mitgebracht haben, wissen wir nicht. Die Pfälzer bildeten ja einen beträchtlichen Teil der späteren Donauschwaben. Vielleicht können wir aber eine bei den Schwaben einst vorhandene ältere Schichte auch bloß nicht mehr erfassen. Die Magyaren haben solche Giebel mit Ausnahme des eben erwähnten einzigen Ortes Haraszti jedenfalls nicht, gekreuzte Giebelzeichen tauchen erst wieder in Siebenbürgen, im Nösnergau bei den Sachsen, auf. Aus dem rumänischen Altreich ist mir nichts Einschlägiges bekannt. Ein aus einem Brett oder Balken ausgeschnittener einzelner Pferdekopf, der waagrecht unterhalb des Daches aus der Wand herausblickt, findet sich an einer Erdhütte aus dem Süden Olteniens beim Hauseingang. Er ist jetzt im Muzeul Satului[79]).

Möglicherweise erfährt dieses Bild noch eine gewisse Korrektur durch eine mündliche Mitteilung von Herrn Ing. R. Hrandek. Auf seinen Wanderungen im westlichen Bulgarien habe er im Strumitzatal auf einigen Häusern auch gekreuzte Giebelzeichen unserer Art angetroffen. Ein Versuch, darüber

78a) A. Garay, Szlavóniai régi magyar faluk. Néprajzi Értesitö 1911, S. 235. Freundlicher Hinweis von Prof. J. Barabás.

79) Eine Abbildung davon in Ethnographica V — VI, Museum Moraviae Brunense, Jahrbuch 196 — 64, S. 254, Abb. 99.

Näheres zu erfahren, schlug jedoch fehl. Ich bat Prof. Christo Vakarelski, den führenden Volkskundler im heutigen Bulgarien, um Auskunft. Er schrieb mir zu dieser Frage: „Soviel ich weiß — und ich bin in dieser Gegend gewandert — gibt es im Strumitzatal keine derartigen Giebel, weder am Dach des Hauses, noch an anderen Gebäuden. Solche Verzierungen gibt es in Bulgarien überhaupt nicht und, soviel ich weiß, auch in Mazedonien nicht. Man muß wissen, daß in dieser Gegend und überhaupt in Bulgarien die Dächer vierseitige Pultdächer sind, die keine Möglichkeit zu solchen Konstruktionen geben. Wo es zwischendurch aber doch zweiseitige Dächer gibt, kommt eine solche Verzierung nicht vor."

Damit wäre das bisher bekannte Verbreitungsgebiet der Pferdekopfgiebel umrissen. An sich sind gekreuzte Giebelbalken, die über das Dach hinausstehen, eine weitverbreitete Erscheinung, besonders in Südostasien und der indonesischen Inselwelt.

Daß diese Balkenenden zum Teil die Form von Rinderhörnern erhielten, dürfte hier mit den Verdienstfesten der Megalithkultur zusammenhängen. Der Freundlichkeit von Prof. R. Heine-Geldern verdanke ich eine Zusammenstellung von Literaturbelegen über solche gekreuzte Giebelbalken in diesen Regionen, die ich in der Anmerkung wiedergebe[80]). Die gekreuzten Pferdeköpfe sind jedoch eine auf Teile von Europa beschränkte Erscheinung.

[80]) D. Prain, The Angami Nagas, 478; R. G. Woodthorpe, Notes on the Wild Tribes inhabiting the so-called Naga Hills on our North-East Frontier of India. J. Anthr. Inst. XI (1882) 64 und Pl. V; W. H. Furness, The Ethnography of the Nagas of Eastern Assam. J. Anthr. Inst. XXXII (1902) 462; T. C. Hodson, The Naga Tribes of Manipur (London 1911) 43, 135; J. H. Hutton, The Angami Nagas (London 1921) 51, 232; J. P. Mills, The Lhota Nagas (London 1922), 33—34; J. H. Hutton, The Sema Nagas (London 1921), 38, 227—228; L. Scherman, Wohnhaustypen in Birma und Assam, Archiv f. Anthropologie, NF XIV (1915), 206, 212, 214, 217, 220, 225; J. George Scott, Gazetteer of Upper Burma and the Shan States, Part I (Rangoon 1900), Bd. 1, 506; W. Kaudern, Art in Central Celebes (Göteborg 1944), 22—28; ders.: Structures and Settlements in Central Celebes (Göteborg 1925); P. und F. Sarasin, Reisen in Celebes (Wiesbaden 1905), Bd. I, 218, 221, 304, 305, Bd. II, 22, 56, 91 Taf. bei 136; C. Nooteboom, Versieringen van Manggaraische huizen. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkskunde LXXIX (1939), 221—238; K. G. Izikowitz, Lamet. Etnologiska Studier XVII (Göteborg 1951), 59, 79.

5. Geschichtliche Zeugnisse

Wirft man die Frage des Alters unserer Giebelzierden auf, so kann man im allgemeinen mit keinem sehr weit zurückreichenden Bestand an erhaltenen Denkmälern rechnen. Vor allem an der ausgesetzten Giebelstelle verwittert das Holz doch nach einer gewissen Zeit. Älter als 400 Jahre ist wohl kein deutsches Zeugnis. In Skandinavien liegen die Verhältnisse etwas anders. Dort gibt es außerordentlich alte Holzbauten, die bei den Stabkirchen und ihren Resten bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen. Bodenfunde und Abbildungen können hier aber doch in die Bresche springen und Verbindungslinien zum Altertum herstellen.

Es ist hier nicht möglich, die gesamte Frage der Giebelzeichen in all ihren Formen aufzurollen, von denen die gekreuzten Pferdeköpfe ja nur eine Ausprägung sind. Die geschichtliche Tiefe von Giebelzeichen sichtlich nicht bloß schmückender und konstruktiv bedingter Art geht aus den Urnen für den Leichenbrand hervor, die — wie auch viele Särge — als Totenhaus gedacht waren. Mehr oder weniger deutlich bilden sie Haus- oder Speicherformen ihrer Zeit nach, zumindest kennzeichnende Teile wie das Dach. F. Behn hat diese „Hausurnen" einer eingehenden Untersuchung unterzogen[61]). Eine Reihe von ihnen läßt nicht nur die Dachkonstruktion gut erkennen, sondern weist auch Tierbilder an verschiedenen Stellen des Daches auf. Unter diesen Urnen ist jene von Kara-öjuk aus Kappadokien besonders wichtig. Bei ihr ist das Dach ein halbkuppelförmiges Rundgewölbe und bedarf keines Firstes. Auf diesem Dach liegt zuoberst ausgebreitet ein vierbeiniges Tier, vielleicht ein Hund (Abb. 25). Bereits Behn (S. 70) verwies darauf, daß dies nicht konstruktiv, sondern sicher nur symbolisch und glaubensbedingt zu erklären ist.

Der gewaltige Firstbalken mit dem zu einem Kopf ausgeschnittenen Wurzelstock, der oben auf der Dachhaut liegt, wurde bei den nördlichen Großrussen im vorigen Abschnitt erwähnt. Ähnlich wie ihn Zelenin abbildet, muß er aber schon in vorgeschichtlicher Zeit vorhanden gewesen sein. In Jaispitz

---

[61]) Vgl. Anm. 4. In unserem Zusammenhang ist es nicht wesentlich, ob diese Urnen Wohnhäuser oder Speicherbauten nachahmten, wie G. Sverdrup, Die Hausurnen u. die Heiligkeit des Hauses, Oslo 1939, meint (Det Norske Videnskaps Akademi i Oslo, Avhandlinger II. Hist.-Filos. Klasse 1939, Nr. 1).

(Mähren) kam eine Hausurne der jungsteinzeitlichen Bandkeramiker zutage, die ein rechteckiges Pfostenhaus mit Firstsäulen darstellt (B e h n S. 56 f. und Tafel 23). Auf dem Kamm des Satteldaches liegt ein starker äußerer Firstbalken, die gleichfalls auf der Dachhaut liegenden 5 Quersparren sind deutlich zu sehen. Das Vorderende des Firstbalkens ist zu einem Tierkopf mit kurzen, abgerundeten Hörnern gestaltet, vielleicht ein Widderkopf. In Seitenansicht und Draufblick hat man deutlich den Eindruck eines obenauf liegenden langen Tieres (Abb. 26). Auch B e h n denkt bei dieser Form an religiöse Vorstellungen.

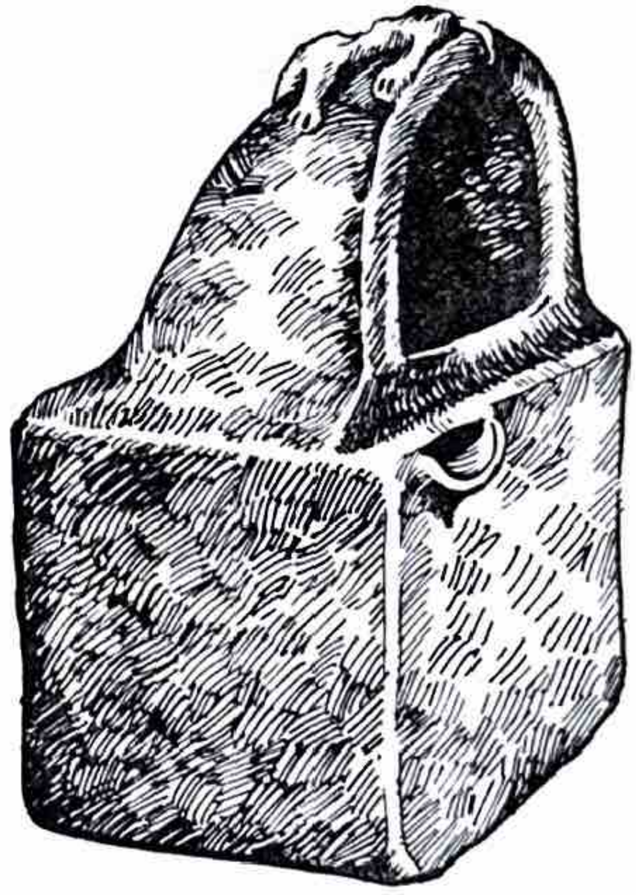


Abb. 25: Hausurne von Kara-Öjuk, Kappadokien

Ein weiteres Stück ähnlicher Art aus der Jungsteinzeit Siebenbürgens stammt aus Tordos (B e h n S. 58 f. und Tafel 25). Eines ist ganz erhalten, andere nur in Bruchstücken. Auch hier auf dem flach geböschten Satteldach ein über der Dachhaut liegender mächtiger Firstbalken. Sein Vorderende ist zu einem menschlichen beziehungsweise tierischen Kopfe gestaltet. Das geht aus einer ganzen Reihe von Bruchstücken solcher Köpfe hervor, die außer der vollständigen Urne noch gefunden wurden. In der späteren antiken Baukunst, zunächst Griechenlands und

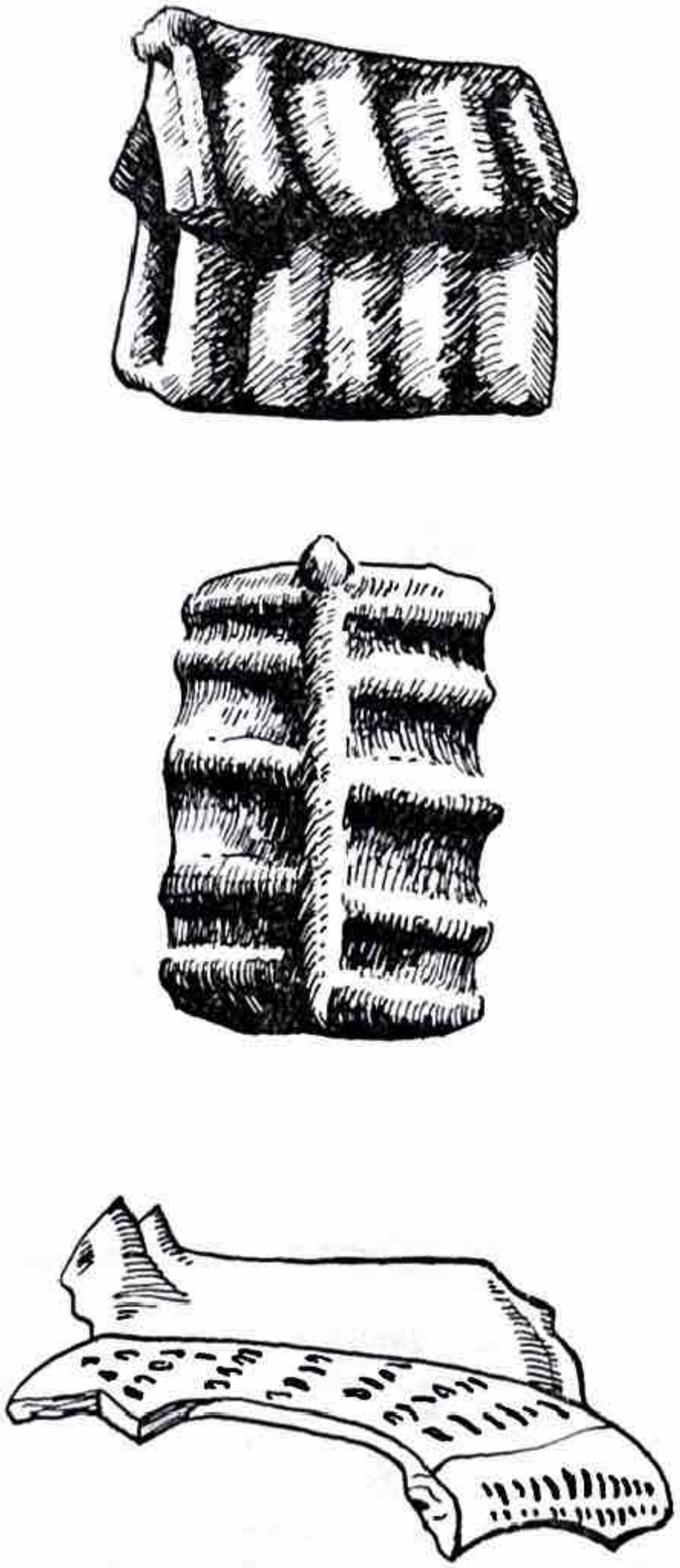


Abb. 26: Hausurne von Jaispitz (Mähren) und First aus Tordos (Siebenbürgen)

Etruriens, wurden Abschlußköpfe aus Ton und Marmor als Akroter oder Antefix den Balkenenden aufgesetzt, um sie vor der Witterung zu schützen. Ihre Maskenform läßt auch hier schon an mehr als bloße Zweck- und Ziergebilde denken. Benndorf[82]) wies ihre Herkunft aus dem Holzbau nach.

Es ist nun wichtig, daß die mehr als ein Jahrtausend älteren Hausurnen noch die alte Einheit von Stamm und Schnitzwerk zeigen. Daneben bis zur Gegenwart die nordrussischen Bauernhäuser. Daß hier Dauerüberlieferungen über mindestens vier Jahrtausende vorliegen, ist kaum zu bezweifeln. Es ist lehrreich, die Abbildungen miteinander zu vergleichen (Abb. 27). Erwähnt mag werden, daß die genannten Hausurnen einer Kultur entstammen, in welcher auch der Megarontyp auftaucht, der — übersetzt in Stein — bei den nach Süden gewanderten Schöpfern der antiken Baukunst später eine solch wunderbare Ausgestaltung erfuhr.

Noch die sehr viel späteren, „Totenbäume" genannten Särge der Völkerwanderungszeit bieten Entsprechungen zu den tiergestaltigen Firstbäumen der steinzeitlichen Hausurnen. Im alemannischen Gräberfeld von Oberflacht (Württemberg) fand sich ein hölzerner Sarg, dessen Deckel sorgfältig einem Walmdach nachgebildet war. Auch hier liegt zuoberst ein Firstbalken, der die Form einer Schlange hat, mit einem Kopf über jedem Giebel (Abb. 28), auf dem langen Zwischenstück sind die Rückenwirbel des Tieres angedeutet[83]). Behn verweist darauf, daß sich auf dem Deckel eines Maori-Sarges aus Neuseeland ein First in der Gestalt einer Eidechse findet. Ein sehr ähnlicher Gedanke, der im Grabkult besonders naheliegt, denn Schlange wie Eidechse sind chthonische Tiere. Daher spielte die Schlange schon im altägyptischen und altgriechischen Grabkult eine große Rolle. Die Schlange als Seelentier (und Hausgeist) treffen wir übrigens im deutschen Volksglauben selbst unseres Jahrhunderts noch an. Das findet seinen Niederschlag auch an der Auszier der Bauernhäuser etwa im Teutoburger Wald, im Odenwald und der Pfalz und in Bayern. Auch auf die vielen Drachen- und Schlangengiebel der Tiroler Bauernhäuser ist zu verweisen, über die ich eine eigene Arbeit vorbereite.

Unter den Hausurnen mit Tierköpfen ist jene von Hoym, Kreis Ballenstedt (Anhalt) besonders bemerkenswert[84]). Das steile Dach zeigt einen Firstbalken, auf dessen beiden Enden nach außen blickende vierbeinige Tiergestalten zu sehen sind, die am ehesten stilisierte Pferde darstellen. Am unteren Dachrand finden wir 8 Figuren der gleichen Art rundum angeordnet,

82) Österreichische Jahreshefte II, 1899 S. 1 ff.
83) Behn, a. a. O. S. 43 und Tafel 18.
84) Behn, S. 21 und Abb. 6, e 1 und e 2.

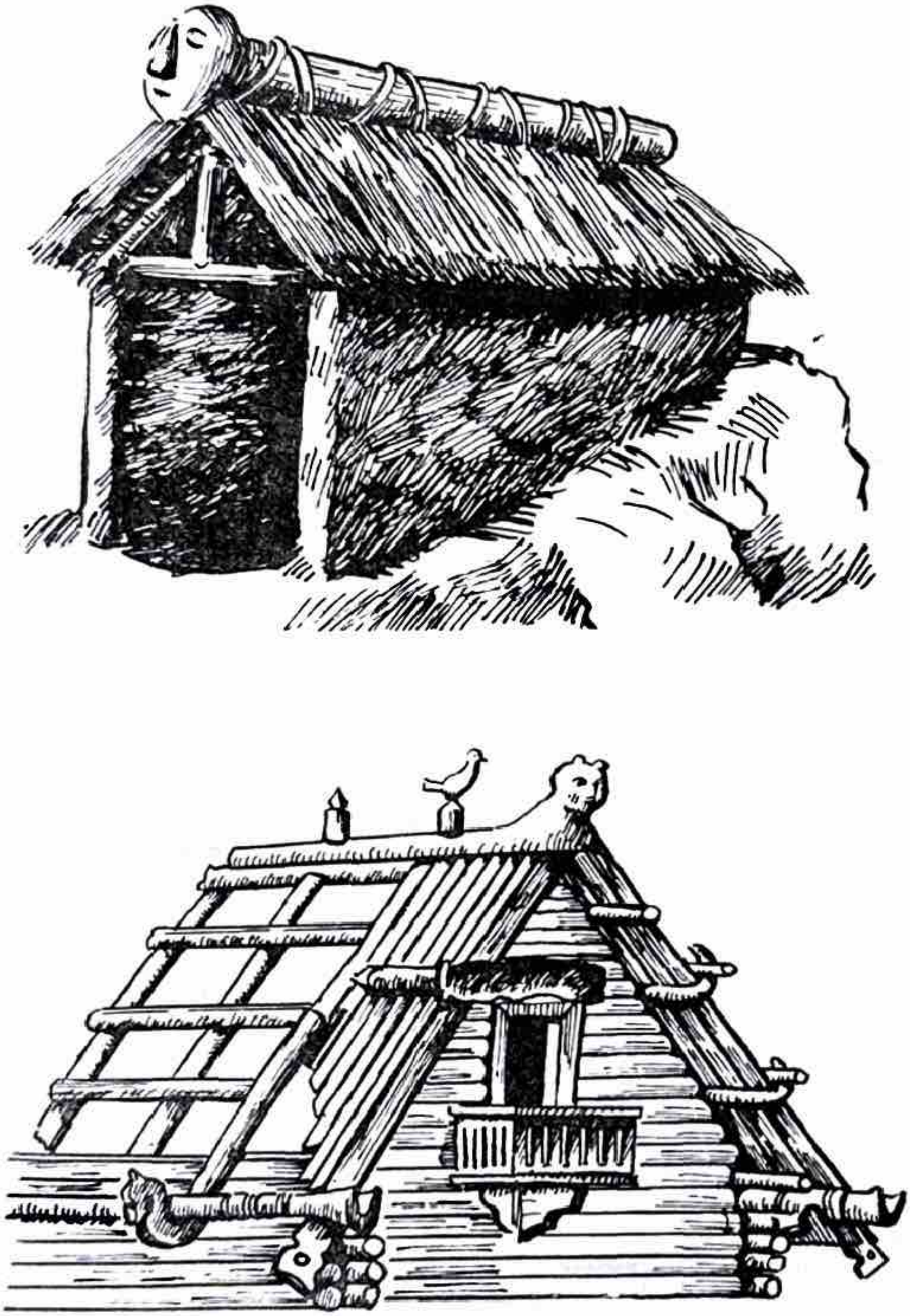


Abb. 27: Prähistorisches Haus aus Tordos, großrussisches Haus (Gouvernement Vologda)

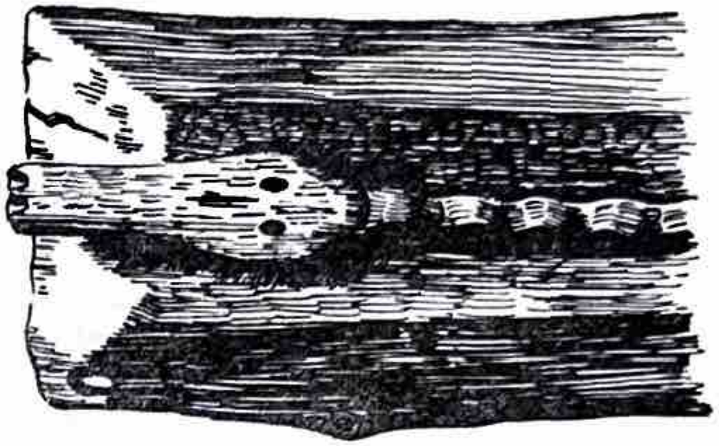


Abb. 28: Totenbaum von Oberflacht, alemannisch

von denen die beiden über der Haustüre einander zugewandt sind (Abb. 29a). Die Formgebung der Tiere ist jene des hallstattzeitlichen Kunstkreises, aus dem wir Pferdefiguren entsprechender Art als Anhänger oder Gefäßaufsätze kennen. Die beiden Giebelfiguren sind wohl dem wirklichen Hause nachgebildet, die Figuren rund um den Sims aber kaum. Behn (S. 116) erklärt sie denn auch aus sepulkraler Symbolik als Abkürzungen von Reitern beim Umwandeln des Leichenbrandes oder der das Grab umreitenden Grabwache. Auch auf anderen Urnen, wie jener von Gemeinlebarn, haben wir auf der Schulter des Gefäßes rund herum einen Zug von Reitern, Pferden, Menschengestalten usf.[85]). Die Reiter der Bleifiguren von Frög (Kärnten) gehören sichtlich auch in solchen Zusammenhang, sind also für Giebelzeichen kaum zu verwerten. Das Auftauchen des Pferdes an den Enden der Firstbalken scheint jedoch für unseren Zusammenhang wichtig.

Recht merkwürdig ist die italienische Urne von Corneto[86]). Sie ist in den Einzelheiten sorgfältiger ausgeführt als die meisten anderen, z. B. weist sie sogar ein Fensterkreuz auf. Für uns bemerkenswert ist es aber vor allem, daß die oberen Enden der gekreuzten Außensparren des Daches in paarige, nach außen blickende Tierköpfe auslaufen, anscheinend Vögel. Acht oder neun solche Paare ziehen sich über den Kamm des Daches in einer Linie hin (Abb. 29b).

---

[85]) Hoernes-Meghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1925, Abb. S. 485.

[86]) Behn S. 79 und Tafel 34.

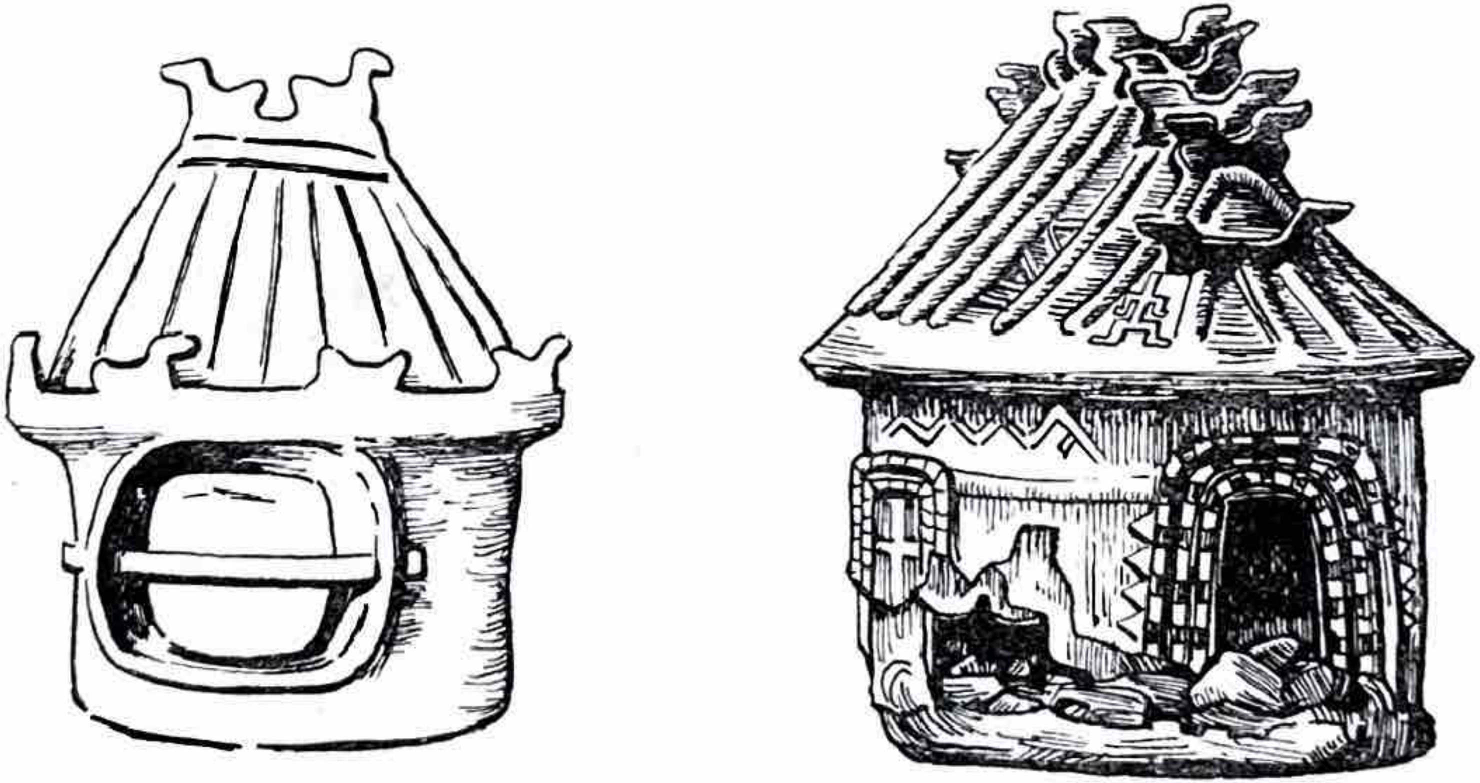


Abb. 29 a, b: Hausurnen von Hoym (Anhalt) und Corneto (Italien)

Gekreuzte Balkenenden über dem Giebel tauchen auf einer metallenen etruskischen Aschenurne aus Falerii auf[87]. Das Satteldach zeigt in seiner ganzen Länge äußere Sparren über der Dachhaut, die sich über dem First kreuzen. An den beiden Giebelenden sind es richtige Windbretter, deren überstehende gekreuzte Enden hörnerartig ausgeschnitten sind (Abb. 30). Es sind genau solche halbrunde Gebilde, die am ehesten an Rinderhörner gemahnen. Wir haben sie schon im südwestlichen niederösterreichischen Waldviertel als Wechselform mit Pferdeköpfen angetroffen, ferner im Baltikum und auch an anderen Orten.

Erwähnen wir nur noch, daß der langobardische Fürstensarg von Civezzano — dessen Deckel auch wie ein Hausdach gearbeitet war — als First einen gedrehten Eisenstab aufweist, der an beiden Enden in hoch erhobene Tierhäupter mit einem weit ausladenden runden Gehörn endet (Abb. 31). F. Wieser, welcher die Funde sicherte und den Sarg rekonstruierte, erblickt in ihnen stilisierte Hirschköpfe[88], L. Franz Rinder[89]. Vier kleinere Köpfe, die offenbar weiter unten am Dach über den Hausecken angebracht waren, stellen sichtlich Widder mit ge-

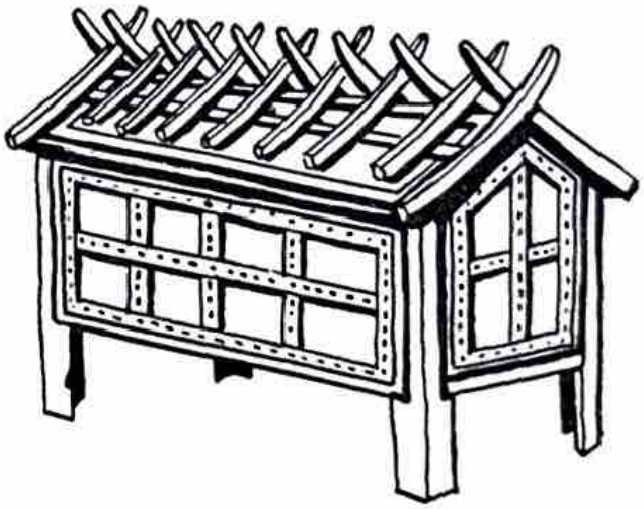


Abb. 30: Etruskische Hausurne aus Falerii

[87] ebda. Tafel 37 c.

[88] Das langobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano, Innsbruck 1887.

[89] L. Franz, Die Germanenfunde von Civezzano, Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum, Innsbruck, Bd. 19, S. 297 f.

wundenen Hörnern dar. Bei diesen Eisenfiguren ist man an die Art der eisernen Votivtiere späterer Zeiten gemahnt oder auch an die Enden der Feuerböcke. Bei der Annahme von Hirschköpfen könnte man auch an die dänische Königshalle „Heorot“ bei Beowulf denken. Ihren Namen hatte sie von einem Hirschgeweih, von dem je eine Hälfte den östlichen und westlichen Giebel zierte. Hirschgeweihe finden wir auch sonst an Giebeln[90]) und zwar nicht bloß als Jagdtrophäe oder Schmuck, sondern auch in glaubensmäßigen Zusammenhängen.

Die Sitte, Behälter für die Reste von Verstorbenen zumindest in ihrem Oberteil Bauwerken ähnlich zu gestalten, lebt in frühen christlichen Reliquienschreinen Skandinaviens fort. Auch an ihnen finden wir sehr ausgeprägt die Giebelzeichen. Das wohl älteste Beispiel ist der Schrein, den König Magnus der Gute, im 11. Jahrhundert für die Gebeine Olafs des Heiligen (1015 bis 1030) anfertigen ließ. Also des Königs, welcher dem Christentum in Norwegen zum Siege verhalf. Snorri Sturluson beschreibt den Schrein in der Heimskringla nach eigenem Augenschein bei einem Besuch im Dom von Nidaros 1220[91]). Dabei erwähnt er ausdrücklich, daß der Deckel wie ein Dach gefertigt ist, mit einem Haupt am First. Diese Schreine, von denen wir eine ganze Reihe erhalten haben[92]), bilden sichtlich Stabkirchen nach. Sie haben an jedem Giebelende ein mächtiges Haupt, das man gemeinhin als Drachenhaupt zu bezeichnen pflegt. An den Stabkirchen von Borgund (Abb. 32) und Lom sind solche auch noch in einigen originalen Resten erhalten, während der größere Teil dieser doch sehr der Verwitterung ausgesetzten Zierstücke im Laufe der Zeit durch Nachbildungen ersetzt wurde. Es handelt sich um längliche Häupter mit geöffnetem Maul und herausgestreckter Zunge in mehr oder weniger starker Stilisierung.

S c h i r m e r machte in seiner (Anmerkung 91) erwähnten Arbeit darauf aufmerksam, daß auf dem, vom Betrachter aus

---

90) Hochaufragende Hirschgeweihe finden wir z. B. an den beiden Giebeln des Hallerschen Weiherhauses zu Rauhensaß bei Nürnberg auf einer alten Darstellung. R. H e l m, Das Bauernhaus im Gebiet der freien Reichsstadt Nürnberg, Berlin 1940, S. 17. H a r t e r, a. a. O. S. 49.

91) H. S c h i r m e r, Dragehoveder, Foreningen til norske fortidsminnesmerkers bevaring, Aarberetning, Kristiana 1905, S. 77. Erik S a l v é n, Bonaden fran Skog, Studier fran Zornska Institutet för nordisk och jämförande konsthistoria, Stockholms Högskola IV, Stockholm 1923, S. 71, Anm. 1; K. K r a m e r, Pferdeköpfe, a. a. O. S. 36.

92) Aus der St. Thomaskirche am Filefjeld (jetzt im Museum von Bergen), aus der Kirche von Vatnaas in Sigdal (jetzt im Nationalmuseum von Kopenhagen), in der Kirche von Hedalen in Valdres (alle norwegisch), ferner in der Kirche von Trönö in Hälsingland (Schweden, kurz nach 1170 zu datieren).

gesehen linken Portalpfosten der Stabkirche von Urnes ein Pferd zu sehen ist, das einen ähnlich in die Länge gezogenen Kopf mit aufgesperrtem Maul besitzt (Abb. 33). Es handelt sich hier um Reste der in das 11. Jahrhundert zurückreichenden älteren Bauperiode der Kirche. Bei einem zweiten dieser zu Bandschleifen gedehnten Tiere ist der Kopf im Draufblick gegeben, welcher ähnlichen Köpfen auf den kreuzförmigen Fibeln der älteren Eisenzeit entspricht[93]), die sichtlich auch Pferde darstellen sollen. Schirmer versucht nun nachzuweisen, daß die phantastischen Tierköpfe mit aufgesperrtem Rachen, die wir auf den Stabkirchen und ihren Nachbildungen an den Reliquienschreinen finden, letztlich auf solche veränderte Pferdehäupter zurückgehen, so weit man sie zoologisch überhaupt noch einordnen kann. Darauf deutet u. a. auch noch die unverkennbare Mähne am Hals der Tiere, allerdings nicht die Hängeohren. Wenn aber bei diesen „Drachenhäuptern" das Pferd zumindest ein Ausgangspunkt war, dann gewinnen wir wichtige Glieder in der uns hier besonders beschäftigenden Traditionskette. Die Köpfe am Reliquienschrein von Trönö haben übrigens keine Hängeohren, sondern pferdeähnlich aufstehende und auch noch die deutliche Mähne (Abb. 34). Solche Übergänge waren aber sichtlich nicht nur in der schon verhältnismäßig späten Zeit des Überganges zum Christentum möglich. Das zeigen die phantastisch geschwungenen Mäuler der beiden Pferde auf dem gotländischen Bildstein von Hablingbo Havor I (Abb. 35). Dieser Grabstein stammt bereits aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr.[94]). Der Silberbeschlag eines Gürtels aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. aus Ringerike (Norwegen) mit seinen beiden deutlichen Pferdeköpfen (Abb. 36a) sieht im übrigen ganz so aus, als wäre er nach dem Vorbild von Giebelzeichen gefertigt[95]). Noch stärker verkörpert dies der merowingisch-fränkische Bronzebeschlag eines Riemens im Museum von Reims. A. Haupt[95a]) vergleicht damit das Vorderbrett eines niedersächsischen Salzfasses wahrscheinlich aus dem 17. oder 18. Jahrhundert im Museum von Celle. Die Übereinstimmung mit diesem aus einem Gebiet der Giebelpferde stammenden und dadurch sicher beeinflußten Stück ist verwunderlich. Rückschlüsse auf ähnliche Umstände bei dem älteren Stück liegen nahe (Abb. 36 b, c).

Unter den Giebelköpfen gibt es auch solche, die eher auf einen Wolf oder Hund hindeuten, z. B. zwei vergoldete Bronzeköpfe aus den Ruinen des Klosters Halsnö, die wahrscheinlich

---

93) Schirmer, a. a. O. Abb. 6 und 8.
94) Sune Lindqvist, Gotlands Bildsteine I, Uppsala 1941, S. 28, 109 ff.
95) Universitetes Oldsakssamling, Oslo. Abb. bei H. Shetelig, Det norske folks liv og historie Bd. 1, Oslo 1930, S. 115.
95a) Die älteste Kunst insbesondere die Baukunst der Germanen, Berlin 1923, S. 24, Abb. 3.

auch vom Dach eines Reliquienschreines stammen[96]). In solchem Zusammenhang kann man auch an die Beschreibung Walhalls in der Grímnismál Str. 10 denken, daß ein Wolf vor der westlichen Türe hing und ein Adler über ihm schwebte. Auch Kramer (S. 37) denkt hier an Giebelzeichen und erinnert an zwei Truhen im Kulturhistorischen Museum von Göteborg, etwa aus dem 10. Jahrhundert. Die eine von ihnen hat an jeder Schmalseite paarige Wolfsköpfe, auf den Längsseiten befinden sich je vier Vogelköpfe, am Schloß nochmals zwei Wolfsköpfe und auf dem Deckel zwei Vogelköpfe. Die kleinere Truhe hat auf dem Deckel vier Wolfs- und vier Vogelköpfe.

Abb. 36 a: Anhänger aus Ringerike, Norwegen

Die Häupter an den Stabkirchen sind nicht paarig, sondern an jedem Giebel ist nur ein Haupt schräg aufragend an der Stelle aufgesetzt, wo die Windbretter mit ihrer Spitze zusammentreffen. Davon weicht das Dach der Stabkirche von Hitterdal in Telemarken[97]) ab. Hier sind die Häupter waagrecht an den vorstehenden Enden des obenauf liegenden Firstbalkens, wie bereits auf den vorzeitlichen Hausurnen und den verwandten russischen Bauten. Besonders wichtig ist es, daß es sich in Hitterdal deutlich um Pferdeköpfe handelt.

Gekreuzte Giebelbretter jedoch, die zum Teil sichtlich in Tierköpfe auslaufen, finden wir aber auch schon aus der vorchristlichen Zeit auf den norditalischen Felsbildern im Val Camonica. Schon Altheim und Trautmann[98]) machten

---

[96]) Schirmer Abb. 32.
[97]) Schirmer Abb. 29.
[98]) Neue Felsbilder aus der Val Camonica, Wörter und Sachen NF Bd. 1, Heidelberg 1938.

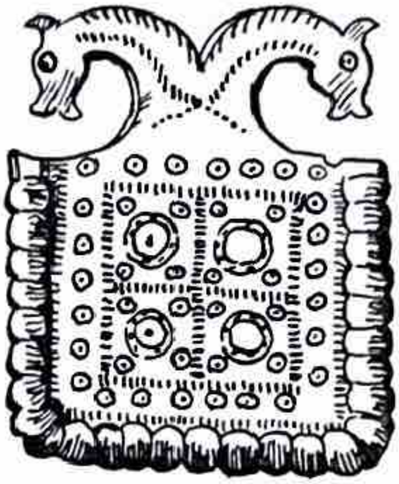
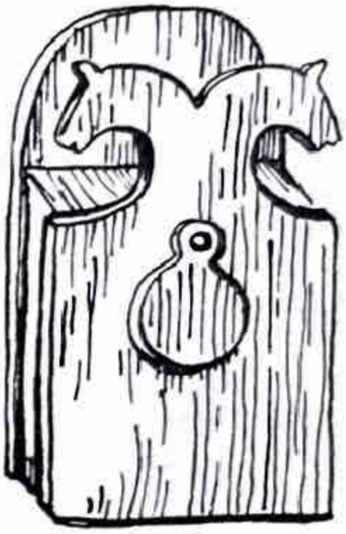
 

Abb. 36 b, c: Merowingischer Bronzebeschlag aus Reims; Salzfaß, Lüneburger Heide

auf sie aufmerksam. Ich selbst fand bei einem Besuch der Felsbildstellen noch deutlichere Beispiele, welche direkt an unsere späteren Pferdekopfgiebel gemahnen, strömender Regen ließ meine Aufnahmen leider nicht gelingen. Auch in einer neueren Veröffentlichung[99]) finden sich die beiden Haupttypen mehrfach wiedergegeben: Ziemlich steile Satteldächer mit bloß gekreuzten geraden Giebelbrettern und solche mit abgebogenen Enden der Bretter (Abb. 37, 38 a, b), also deutlichen Tierköpfen[100]). Neben ihnen sind gerne sowohl Hirsche wie Pferde abgebildet. Auch den Giebelpfahl scheint eine der Pfahlbauhütten oder Speicher zu tragen.

Diese Felsbilder in den italienischen Bergen, nordwestlich des oberen Gardasees, wurden 1931 erst richtig entdeckt. Sie sind jedoch voller Probleme. Eine Bildergruppe findet sich am Monte Bego in 2.000 m Höhe, die andere an natürlichen Felsenschliffen der Hänge im Val Camonica, auch sie in einer recht abgelegenen Gegend. Sie hängen sichtlich nicht mit Siedlungen zusammen, sondern gehören zu Kultorten. Die Felszeichnungen reichen von der ältesten Bronzezeit um 1800 v. Chr. bis in den Ausklang dieser Periode um 600 v. Chr., zum Teil auch noch

---

99) Emanuele Süss, Le incisioni rupestri della Valcamonica, Milano o. J.

100) Süss, a. a. O. Abb. 82, 85, 88, 89, 90. Möglicherweise kommen wir sogar bis in die Jungsteinzeit oder Kupferzeit zurück. In der Bandkeramik Nordböhmens gibt es Stichbanddarstellungen, die an ein Zelt gemahnen, dessen Windbretter an der Spitze gekreuzt und zu abgewinkelten Tierköpfen gestaltet sind. Ähnlich dem Zelt aus dem norwegischen Gokstadschiff. Vgl. Hoernes-Menghin Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1925, S. 275, Abb. 5.

in die Eisenzeit. Die runenartigen Inschriften in norditalienischen Alphabeten sogar von 350 v. Chr. bis 90 v. Chr. Bei aller verblüffenden Übereinstimmung mit den skandinavischen Felszeichnungen rechnet man aber doch damit, daß an den norditalischen Felsgravierungen verschiedene Stämme und Völker beteiligt waren, man denkt an sechs. Unter diesen Umständen sind Zuordnungen recht schwierig. Im italienischen Bereich ist meines Wissens von solchen Giebelzeichen heute nichts zu finden, sie beginnen erst etwas weiter nördlich davon mit den Südtiroler Giebeln.

Auf deutschem und skandinavischem Boden läßt sich eine Dauerüberlieferung (Kontinuität) solcher Giebelzeichen vor allem an Hand etlicher Funde nachweisen. So kamen in einem Brunnen der latènezeitlichen Wallburg Altenburg in Hessen-Nassau zusammen mit Türflügeln und anderen Hausresten zwei Tierkopf-Giebelbretter zutage, die sichtlich überkreuzt angebracht waren[101]). Sie entstammen der jüngeren Eisenzeit der letzten Jahrhunderte vor Christus und werden als nicht keltisch, sondern bereits germanisch angesehen. Um welche Tierart es sich handelt, ist nicht sicher auszumachen. Die meisten Forscher denken an Pferdeköpfe (Abb. 39). Die Stilisierung ist sehr ähnlich den Giebelzeichen von Santa Maria in Graubünden an einem Hause von 1681. Daß in Graubünden Pferde beabsichtigt sind, ist kaum zweifelhaft. Sie sind auch eingebettet in eine Landschaft von Giebelpferden. Mielkes Zweifel an der Pferdegestalt der Altenburger Bretter (S. 255) ist in seiner vorgefaßten Meinung begründet, solche Zeichen habe es in germanischer Zeit nicht gegeben. Schon die Hausform mit Walmdach habe das verhindert. Aber erstens schließt ein Walm die Zeichen nicht aus, wie die Verzierung der Schutzbretter am Uhlenloch zeigt, und zweitens war auch das Satteldach nicht unbekannt, wie u. a. die Hausurne von Aschersleben in Sachsen in der frühen Eisenzeit erkennen läßt[102]).

Aus Norwegen besitzen wir einen anderen Fund, die paarigen Windbretter der Zeltstangen aus der Fürstenausstattung des Gokstadschiffes[103]). Der Grabfund stammt vom Anfang des 9. Jahrhunderts n. Chr., doch hat sich die Zierform deutlich aus dem Vendelstil des 7. Jahrhunderts herausgebildet. Selbst wenn der Ausgangspunkt Löwenköpfe gewesen wären, so haben sie sich im Gokstadschiff bereits zu Pferdekopf-Formen entwickelt (Abb. 40).

Daß nicht bloß Zeltstangen solche verzierte Enden trugen, sondern auch die Giebel von Gebäuden, geht aus Resten von

---

101) W. Schultz, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit, Leipzig 1923, S. 48, Abb. 13.
102) Schultz S. 48.
103) Schirmer a. a. O. Abb. 2.

Bildgeweben im Osebergschiff hervor. In diesem Schiffsgrab am Oslofjord wurde eine norwegische Königin um 800 n. Chr. beigesetzt. Die ungemein prächtige mitgegebene Ausstattung, die von den Kleinigkeiten des persönlichen Bedarfes bis zu Prunkwagen und Schlitten reicht, ist ein Kunst- und Kulturdokument ersten Ranges. Schon die Restaurierung z. B. eines Schlittens aus bis zu 10.000 Bruchstücken war äußerst schwierig. Das trifft noch viel mehr auf die zusammengepreßten Gewebereste zu. Sie mußten Schicht für Schicht abgehoben werden; um die

Abb. 39: Latènezeitliche Giebelbretter, Altenburg, Hessen

Darstellungen auf den Bildgeweben erkennen zu können, wurden eigene Beleuchtungsanlagen geschaffen usf. Die Ergebnisse sind aber höchst erstaunlich. Leider ist erst ein geringer Teil davon veröffentlicht[104]). Bei einem Besuch in Oslo 1934 konnte ich mich aber auch über noch unveröffentlichte Gewebestücke unterrichten. Herrn Prof. B. Hougen verdanke ich die Kenntnis einer Darstellung, auf der sichtlich ein Stück eines Tempels abgebildet ist. Es ist ein Giebel mit zwei großen Pferdeköpfen, die nach außen blicken. Sie sitzen jeder auf einem längeren Hals, die kennzeichnenden Ohren sind deutlich zu sehen. Neun Adoranten, auf einem anderen Bruchstück ein Baum mit

---

[104]) H. Dedekam, Odins trae, in: Kunst og Haandverk, Nordiske studier, tilegnet Johan Bögh, Kristiania 1918; B. Hougen, Osebergfunnets billedvev, Viking, Jg. IV, Oslo 1940, S. 85 ff. Verschiedene Arten von Tierköpfen, die auf diesen Geweben vorkommen, auf Abb. 6.

daran hängenden Menschen, die sichtlich geopfert wurden, Maskenkrieger mit Tierköpfen usf. lassen die Zugehörigkeit dieser Darstellungen zur vorchristlichen Kultsphäre zweifelsfrei

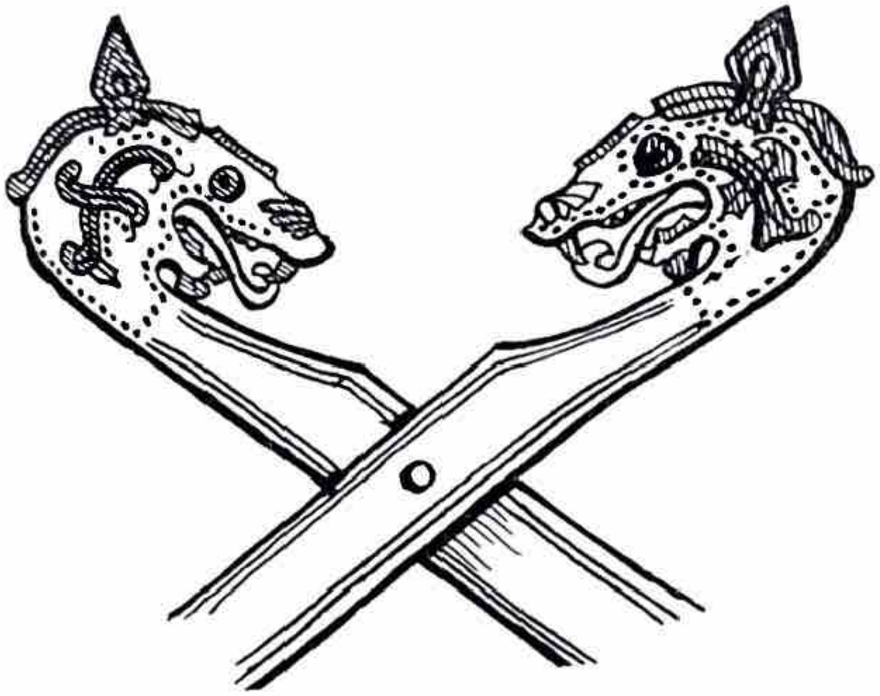


Abb. 40: Windbretter vom wikingerzeitlichen Gokstadschiff, Norwegen

erkennen. Nach Ansicht der Bearbeiter B. Hougen und H. Dedekam sind die Bildgewebe des Osebergschiffes mit der mittleren Gruppe der Gotländischen Bildsteine in Parallele zu setzen, die um 700 n. Chr. anzusetzen ist. Auch wenn die Oseberggewebe etwas später angefertigt worden sein dürften, gehören sie eindeutig noch dem germanischen Heidentum an. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammen sie aus den Webstühlen des norwegischen Königshofes selbst. Das Auftreten der nach außen blickenden paarigen Pferdeköpfe am Giebel eines vorchristlichen Sakralbaues im Norden ist somit ein Beweisstück ersten Ranges für das Vorhandensein solcher Giebelzeichen schon in der Früh- und Vorzeit.

Ein weiteres beachtenswertes Fundstück ist der eine der beiden Bildsteine mit Runen, der in die Südwand der Kirche von Brastad in Schweden eingemauert ist. Nur sein oberer Teil ist klar zu erkennen. Er zeigt in der Mitte ein bärtiges, maskenartiges Gesicht, das dekorativ umrahmt ist. Das obere Stück

dieser Umrahmung endet in zwei nach außen blickenden Tieren, die aus dem breiten Band in der Art unserer gekreuzten Giebelzeichen herauswachsen. Ganz sicher läßt sich die Tiergattung nicht erkennen, Pferdeköpfe wären nicht unmöglich, doch sind die Häupter dafür etwas kurz. Hingegen kann man sie mit ziemlicher Berechtigung als Spiegelung paariger Giebelzeichen der gekreuzten Form auffassen und somit eine weitere Stütze dafür, daß dergleichen offenbar in breiterer Schicht vorhanden war. Also nicht bloß das einzelne Tierhaupt, wie wir es an den Giebeln der Stabkirchen so häufig antreffen. Doppelte Zeichen, allerdings in der Art der halbrunden Rinderhörner, finden wir auch an der Giebelspitze bei Hausdarstellungen auf gotländischen Bildsteinen. Der Stein von Klintebys weist z. B. ein Dorfbild mit nicht weniger als neun solcher Bauten mit einer Steinumgrenzung auf[105]). Er gehört der Vendelzeit an und hat gleichfalls durchaus vorchristlichen Bildinhalt. Daß wir mit den rinderhornartigen Giebelzeichen auch bei uns zu rechnen haben, läßt ferner eine Malerei in der Kirche zu Dargitz in der Uckermark bei Pasewalk erkennen. Sie gehört ins 15. Jahrhundert. Beide Giebelenden des Daches auf dem abgebildeten Hause haben die Zeichen[106]).

Wie wir gesehen haben, finden wir in Skandinavien Giebelzeichen an Sakralbauten als eine feste Überlieferung auch in christlicher Zeit. Es sind insbesondere die Stabkirchen, die wir schon an den Reliquienschreinen kennenlernten. Vor allem wichtig scheint mir hier ein außerhalb Schwedens so gut wie unbeachteter aber ganz außerordentlicher Fund. Es ist der Bildteppich von Skog, der offensichtlich in der Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum im südlichen Norrland Schwedens gewebt wurde[107]). In dieser Gegend bedeutet jener Übergang die Zeit zwischen der Mitte des 11. und 12. Jahrhunderts. Auf dem 175 cm langen Bildstreifen ist in der Mitte eine Kirche im Längsschnitt abgebildet. Sie besteht aus einem Langschiff und einem niedrigeren Chor. Vor dem Altar steht der Priester. Neben der Kirche ist ein freistehender Glockenturm, wie das bei den skandinavischen Kirchen häufig der Fall ist. Alle Gebäude sind aus Holz, wahrscheinlich haben wir eine Stabkirche vor uns. Auf dem Dach des Langschiffes ist ein kleiner Dachreiter mit einer Glocke, die von Männern in der Kirche an einem Strick geläutet wird. Ebenso ziehen 3 Männer

105) Vgl. die Abb. 98 bei H. Arbman, Germanischer Wohnbau in Schweden, in: Haus und Hof im nordischen Raum, 1. Bd., Leipzig 1937.
106) Mielke, a. a. O. Abb. 12, S. 260.
107) E. Salvén, Bonaden från Skog, Stockholm 1923. Die Webetechnik ist die gleiche wie auf dem Bildteppich von Överhogdal und offenbar bereits jenen vom Osebergschiff; Salvén S. 50; V. Sylwan, Tekniken i Överhogdalstapeten, årsb. Jämten 1920, S. 13 f.

an den Stricken der beiden viel größeren Glocken im Glockenturm. Die Gebäude sind mit Menschen angefüllt, andere scharen sich um die Kirche, zum Teil mit erhobenen Waffen. Von allen Seiten aber dringt ein die ganze Bildfläche einnehmendes Gewimmel von vierbeinigen Tieren mit aufgerissenem Rachen gegen die Kirche an. Unter ihnen, auf der rechten Seite, auch einige Reiter mit Äxten in der Hand. Auf der linken Seite wird die Schar der dräuenden Tiere anscheinend durch eine Menschengestalt mit drei Köpfen angeführt. Erik Salvén, der den Teppich 1912 entdeckte und in einem ungemein gründlichen Buche erläutert und veröffentlicht hat, erinnert auch an die dreiköpfige Gestalt auf dem Goldhorn von Gallehus. Die dreiköpfigen keltischen Gottheiten[108]) machen es wahrscheinlich, daß wir auch auf den germanischen Darstellungen göttliche Wesen vor uns haben. Der äußere Bildrand links auf dem Teppich von Skog wird von 3 übergroßen Menschengestalten mit gekrönten Häuptern eingenommen. Sie tragen Axt, Schwert und ein nicht näher auszumachendes Gerät in den erhobenen Händen. Eine Deutung als die Heiligen Drei Könige trifft wohl nicht das Richtige, denn die erste Gestalt ist bloß einäugig und dürfte somit Odin darstellen. Wahrscheinlich ist es die heidnische Götterdreiheit Odin, Thor und Freyr[109]). Einäugige Odinsdarstellungen noch aus verhältnismäßig später Zeit kennen wir aus Norwegen sonst auch[110]). Über den Bildinhalt des Teppichs besteht kaum ein Zweifel. Die Christen haben sich um ihre Kirche geschart, gegen welche die heidnischen Dämonen andringen. Das Geläute aller Glocken, deren Abwehrkraft ja wohl bezeugt ist, soll die Verteidigung unterstützen.

Für uns ist von besonderem Interesse, daß die Giebel der kirchlichen Gebäude Köpfe tragen. Der Kopf über dem Chor ist ein Tier mit gähnend aufgerissenem Maul. Die Köpfe auf dem Glockenturm und der rechten Seite des Langschiffes sind schwer bestimmbar. Auch menschliche oder dämonenartige Köpfe wären nicht ausgeschlossen. Die linke Seite des Dachreiters und der linke Giebel des Langschiffes tragen aber eindeutig je einen großen Pferdekopf (Abb. 41). Hier sei auch nochmals an die Stabkirche von Hitterdal erinnert. Damit ist das Pferd in einer diesen Häuptern entsprechenden Funktion auch an den Sakralgebäuden gesichert. Zeugnisse für den Glauben an die

---

108) Jan de Vries, Keltische Religion, Stuttgart 1961, S. 158 ff.

109) Diese Ansicht vertritt auch Sten Anjou, Uppsalatemplets Gudabeläten avbildade på bonaden från Skog, Fornvännen 1935, S. 257—264.

110) Z. B. aus Gamlebyn in Oslo, Gutorm Gjessing, Guden med det ene Øye, Viking, 12. Jg., Oslo 1948, S. 32, Abb. 1. Ein anderes, schon dämonisch fratzenhaft verzerrtes Bild des einäugigen Gottes stellte ich selbst am oberen Ende eines der stützenden Pfeiler auf dem Dachboden der Stabkirchen von Hegge in Valdres fest.

Abwehrkraft wirklich aufgepflanzter Roßhäupter werden im Schlußkapitel noch beigebracht werden.

Aus dem normannischen Bereich besitzen wir auf dem Teppich von Bayeux — wie ich mich durch eigenen Augenschein überzeugen konnte — zwei Abbildungen von Häusern, deren Vorlaube als Giebelzier einen Tierkopf trägt[111]). Ferner eine Kirche, deren beide Langschiffgiebel mit hochaufragenden Verzierungen im Stile der Schiffssteven ausgestattet sind. Der Teppich gehört noch dem 11. Jahrhundert an.

Die folgenden Jahrhunderte des hohen und späten Mittelalters zeigen Zufallsfunde. Mehr läßt sich kaum erwarten. Aber wenn da und dort auf alten Bildern gekreuzte Windbretter auftauchen, so belegen sie doch das Fortbestehen einer Überlieferung.

Da sind einmal gekreuzte Windbretter an sich, ohne bildhafte Ausgestaltung. So auf dem einstöckigen Steinhaus im Sakramentar Sigeberts von Minden[112]). Noch 1498 treffen wir diese Form auf einem Holzschnitt des Hortus sanitatis an, das ein Fachwerkhaus mit Strohdach darstellt[113]). Ähnliche Formen bildet auch der Egbert-Codex ab[114]). Diese prachtvolle Handschrift ist ein ganz außerordentliches Beweisstück, sowohl was die Zahl seiner Denkmäler, wie sein hohes Alter betrifft. Sie stammt aus der Reichenau am Bodensee, wo sie Erzbischof Egbert von Trier 980 bestellte und 981 dem Stift des hl. Paulinus schenkte. Sie ist also süddeutscher Herkunft und noch aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Die Künstler (Schreiber und Maler) sind sichtlich die auf dem Überreichungsbild genannten Mönche Keraldus und Heribertus. Von den 56 großen Bildern dieser Handschrift weisen 38 keine Gebäude auf. Von den übrigen 18 Blättern tragen nicht weniger als 13 Giebelzeichen auf Bauwerken und bloß 5 sind ohne solche. Giebelzeichen müssen demnach — schließt man von diesen Belegen — damals üblich und allgemein gewesen sein.

Es ist nun höchst bemerkenswert, daß lediglich ein Bild, „Jesus diskutiert mit den Juden", auf den Spitzen dreier Giebel eines tempelartigen Gebäudes runde, hörnerartige Zeichen besitzt, alle anderen aber gerade gekreuzt überstehende Giebel-

---

[111]) Eines davon abgebildet bei K. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung, Leipzig 1902, Bd. 1, S. 442, Fig. 200.

[112]) Stephani, Bd. 2, S. 486, Fig. 240.

[113]) Abb. 241 bei A. Haberlandt, Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung in: G. Buschan, Illustrierte Völkerkunde II. Teil, Stuttgart 1926, S. 418.

[114]) Die Miniaturen des Codex Egberti in der Stadtbibliothek zu Trier. In unveränderlichem Lichtdruck hg. v. F. X. Kraus, Freiburg i. Br. 1884. Als Zeugnisse der Baukunst erstmals herangezogen von K. G. Stephani, a. a. O. Bd. 2, Abb. 146 und 245.

bretter, zum Teil an mehreren Giebeln. Die Stelle, wo sich die überstehenden Bretterenden überkreuzen, zeigt ein rundes Gelenk, anscheinend eine Entsprechung zu den am Kreuzungspunkt durchbohrten und durch einen Pflock miteinander verbundenen Roßgoschen des heutigen Niederösterreich. Das Gelenk ist allerdings zuweilen von fast scheibenartiger Größe, ähnlich wie an der noch zu besprechenden Wiener Stephanskirche. An einigen Beispielen ist der überstehende Teil schmäler als die eigentlichen Giebelbretter.

Drei Bilder haben nicht den sonst überwiegenden breiten, oft etwas geschwungenen Giebelabschluß mit der Scheibe im Kreuzungspunkt, sondern sichtlich einfache und schmälere Balken, die einander überkreuzen. Es sind bei Kraus die Tafeln 10, 11 und 15. Das Bauwerk auf der letzten ist zwar auch aus Stein, wie alle übrigen, aber das Dach entstammt sichtlich heimischer Überlieferung. Es sitzt auch auf dem Stall von Bethlehem. Die überkreuzten Balkenenden sind hier noch gerade, an den Enden aber etwas verdickt. Möglicherweise könnte eine Auszier angedeutet sein. Besonders wichtig ist aber Tafel 10, die Heimsuchung Mariens. Wir sehen hier rechts im Hintergrunde ein Stadttor und ein großes gemauertes Gebäude. Dieses trägt ein Satteldach, dessen zwei überkreuzte Windbretter am Ende deutlich abgebogen und als längliche Tierköpfe gestaltet sind (Abb. 42). Dies wird gestützt durch Tafel 11, Josephs Traum, wo aus dem breiten Giebelabschluß zwei dünne Balken herauswachsen, die einander überkreuzen und auch kopfähnlich abgebogene Enden besitzen. Die unorganische Art, wie sie am südlichen Steinbau angebracht sind, läßt darauf schließen, daß hier eine heimische Baugewohnheit dem südlichen Vorbild (der Vorlage?) aufgepfropft wurde.

Mielke[115]), dem anscheinend nur die etwas schematische Umrißzeichnung Stephanis von Tafel 10 zur Verfügung stand, bemerkt dazu, daß diese spitz zulaufenden Köpfe „Pferde unbedingt nicht sind". Hier spricht wieder seine vorgefaßte Meinung. Denn wenn man die Wiedergabe des Originalbildes betrachtet, ergibt sich, daß hier wohl am ehesten Pferdeköpfe gemeint sind. Es sind die langen und etwas schmäler zulaufenden Köpfe, deutlich im Winkel abgesetzt, der rechte scheint sogar die Ohren in kennzeichnender Weise betont zu haben. Mielke kannte keine Vergleichsstücke aus so alter Zeit, abgesehen vom noch latènezeitlichen Altenburger Fund, dem er daher auch Pferdecharakter absprach. Offensichtlich war ihm auch unbekannt, daß im Egbert-Codex noch weitere Bildzeugnisse vorhanden sind. Die in dieser Arbeit vorgelegten Beispiele lassen die Zeugnisse des Egbert-Codex aber nicht mehr so vereinsamt

115) A. a. O. S. 255.

dastehen. Im übrigen meint auch Mielke, daß dem Zeichner des Egbert-Codex heimische Strohdächer vor Augen waren, die solche Giebelzeichen eben trugen. Deshalb übernahm er sie auch auf das Steingebäude der morgenländischen Darstellung. Wenn Mielke von der moselländischen Heimat des Zeichners spricht, so leitet er das vom Trierer Wirkungskreis und mosel-ländischen Beziehungen Egberts ab. Hergestellt wurde der Codex jedoch in der Bodenseegegend. Wir wissen zwar nicht, ob der Zeichner auch von hier stammte, aber wenn er gekreuzte Giebelbretter vor Augen hatte, dann am ehesten aus diesem süddeutschen Gebiet. Das wäre auch deshalb bemerkenswert, weil dann für die Zeit um 1000 n. Chr. solche auch für den schwäbisch-alemannischen Raum anzunehmen wären, wo sie heute nicht mehr vorkommen.

Hier reihen sich als weitere Neuentdeckung Giebelzeichen mit gekreuzten länglichen Tierköpfen am noch romanischen Teil der Wiener Stephanskirche an. Sie entstammen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und befinden sich im Mittelpunkt eines Gebietes, das heute noch die gekreuzten „Roßgoschen" an den Bauernhäusern besitzt. Auf diesen Fund wird im letzten Kapitel näher eingegangen. Dem 13. Jahrhundert entstammt ferner der norwegische Speicher von Vindlaus.

Wahrscheinlich bergen die kunstgeschichtlichen Quellen noch manches Zeugnis, das eine planmäßige Durchsicht zum Vorschein brächte. Dabei wäre der Stall von Bethlehem in seinen verschiedenen Darstellungen voraussichtlich ein ergiebiges Beobachtungsfeld. Das zeigt etwa der Marienzyklus des Thomasaltars von Meister Franke in Hamburg. Auf dem Dreikönigsbild dieses um 1424 anzusetzenden Werkes[115a]) sehen wir eine niedrige Fachwerkhütte mit weidengeflochtenen Wänden und einem Strohdach. Die überstehenden Giebelbalken sind gekreuzt und endigen in Tierköpfen, niedersächsischer Baugewohnheit folgend (Abb. 43). Martens will in ihnen Pferdeköpfe erkennen, Lichtwark[115b]) Vogelköpfe. Genau ist dies nicht auszumachen. Der Farbton der Tierköpfe weicht etwas von jenem der Giebelbalken ab. Vögel als Giebelzeichen gibt es in der Hamburger Gegend zwar auch heute noch. Es sind die schon geschilderten Schwäne. Diese sehen jedoch völlig anders aus. Hingegen gibt es Giebelpferde, die — wüßte man nicht, daß zweifellos Pferde gemeint sind — auch als Vögel aufgefaßt werden könnten. Man vergleiche etwa das rechte Pferd von

---

115a) Meister Franke, unbekannter Herkunft (man vermutet Westfalen oder Straßburg), wirkte in Hamburg kurz nach 1400. B. Martens, Meister Franke, Hamburg 1929; J. Fernau, Knaurs Lexikon alter Malerei, München, Zürich 1958, S. 119. Den Hinweis auf diesen Beleg verdanke ich H. Fielhauer.

115b) A. Lichtwark, Meister Franke, Hamburg 1899, S. 140.

einem Giebel in Aigen bei Kirchschlag, Niederösterreich (Abb. 44). Die Zeichen auf dem Anbetungsbild von Meister Franke könnten demnach durchaus auch Pferde meinen.

Die gleiche Szene weist das spätgotische Flügelaltärchen der Pfarrkirche von Oppenberg bei Rottenmann in der Steiermark auf. Wahrscheinlich aus der Werkstatt des Erasmus Grasser in München, um 1480. Der Giebel des Stalles zeigt wieder überstehende Zeichen. Sie waren beschädigt und wurden für die große Gotikausstellung 1967 ausgebessert. So wie sie sich jetzt darstellen, sind es eindeutig nach innen blickende Tierköpfe an den Enden der überkreuzten Balken. Auch darum bemerkenswert, weil wir in ihnen ein süddeutsches Zeugnis vom Ausgang des Mittelalters besitzen.

Wenn wir alles zusammennehmen, so haben wir im Mittelalter eine, wenn auch dünne, so doch Kette von solchen Zeichen. Daran schließt sich der noch faßbare Bestand, der mit dem 16. Jahrhundert einsetzt, und zwar nicht nur in der Schweiz. Die gekreuzten Pferdeköpfe sind auch für die Vierlande bei Hamburg in alten Kartenwerken von 1593, 1598, 1599 und 1646 belegt[116]). Auf fast keinem der dort abgebildeten Häuser fehlen sie. An einer Dauerüberlieferung ist somit wohl kaum zu zweifeln.

---

116) E. Finder, Die Vierlande, Veröffentlichungen des Vereins f. Hamburgische Geschichte, Bd. III, 2, 1922, S. 213; Kramer, a. a. O. S. 36.

6. Die Bedeutung der Pferdeköpfe an den Hausgiebeln

Die wichtigste Frage bei den Giebelzeichen ist jene der Bedeutung. Handelt es sich um bloße Schmuckformen oder um mehr? Daß technisch bedingte Gefüge zu einer Auszier einladen können,versteht sich leicht. Es ergab sich aber schon mehrmals, daß dies kaum die letzte Ursache ist. Die gähnenden Drachenhäupter an den Stabkirchen sind z. B. von ihren Entsprechungen an den Steven der Wikingerschiffe nicht zu trennen. Von diesen wissen wir aber genau, daß sie eine Schreck- und Abwehrfunktion hatten. Das älteste isländische Gesetz, die Ulfljótslóg, verbot, mit gähnendem Drachenhaupt an Islands Gestaden zu landen, weil dadurch die „landvettir", die Schutzgeister des Landes, erschreckt würden[117]). Die Drachenhäupter der Schiffe waren daher auch drehbar und abnehmbar. Mußte man das Schiff dem Feind überlassen, nahm oder hieb man die Tierköpfe der Schiffsschnäbel ab und nahm sie mit[118]). Auch als Giebelbretter an Häusern wurden sie nach dem Zeugnis Valtyr Gudmundssons in Island verwendet. Eine sehr wichtige Nachricht, welche die Brücke zu den Giebelzeichen schlägt und diese offenbar mit gleichen Abwehrkräften erfüllt zeigt wie die Tierhäupter an den Schiffssteven.

Solche Tierhäupter an Schiffen treten uns sichtlich schon während der jüngeren Bronzezeit im Norden entgegen. Das zeigen schwedische Felszeichnungen (Abb. 45) in mannigfacher Form: von stilisierten Andeutungen bis zu fast naturalistischen Abbildungen[119]). In der Wikingerzeit fließen die Belege natürlich reichlich. Der Teppich von Bayeux bietet z. B. eine ganze Musterkarte verschiedener Formen. Bis ins 13. Jahrhundert dauern auch die schriftlichen Zeugnisse in Norwegen, Abbildungen auf Grabsteinen führen sogar bis ins späte Mittelalter[120]). Selbst Modelle von Donauruderschiffen, die sich im Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz befinden, zeigen noch Drachenköpfe an den Steven. Bei den gähnenden, zähnebewehr-

---

117) Weiser, Bauernhaus, S. 7.

118) Valtyr Gudmundsson, Privatboligen på Island i sagatiden, Kopenhagen 1889, S. 152 ff.; Lilly Weiser, Das Bauernhaus im Volksglauben, Mitteilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien LVI, 1926, S. 7; daß die Häupter selbständige Stücke waren, zeigt auch Schirmer, a. a. O. S. 106.

119) Eine Zusammenstellung der Abbildungen bei P. Dahlgren, Hällristningarnas skeppsbilder, Göteborg 1934.

120) Schirmer, a. a. O. S. 106 ff. nach H. D. Graham, Antiquities of Jona, London 1850. Abbildungen dreier Grabsteine bei Schirmer.

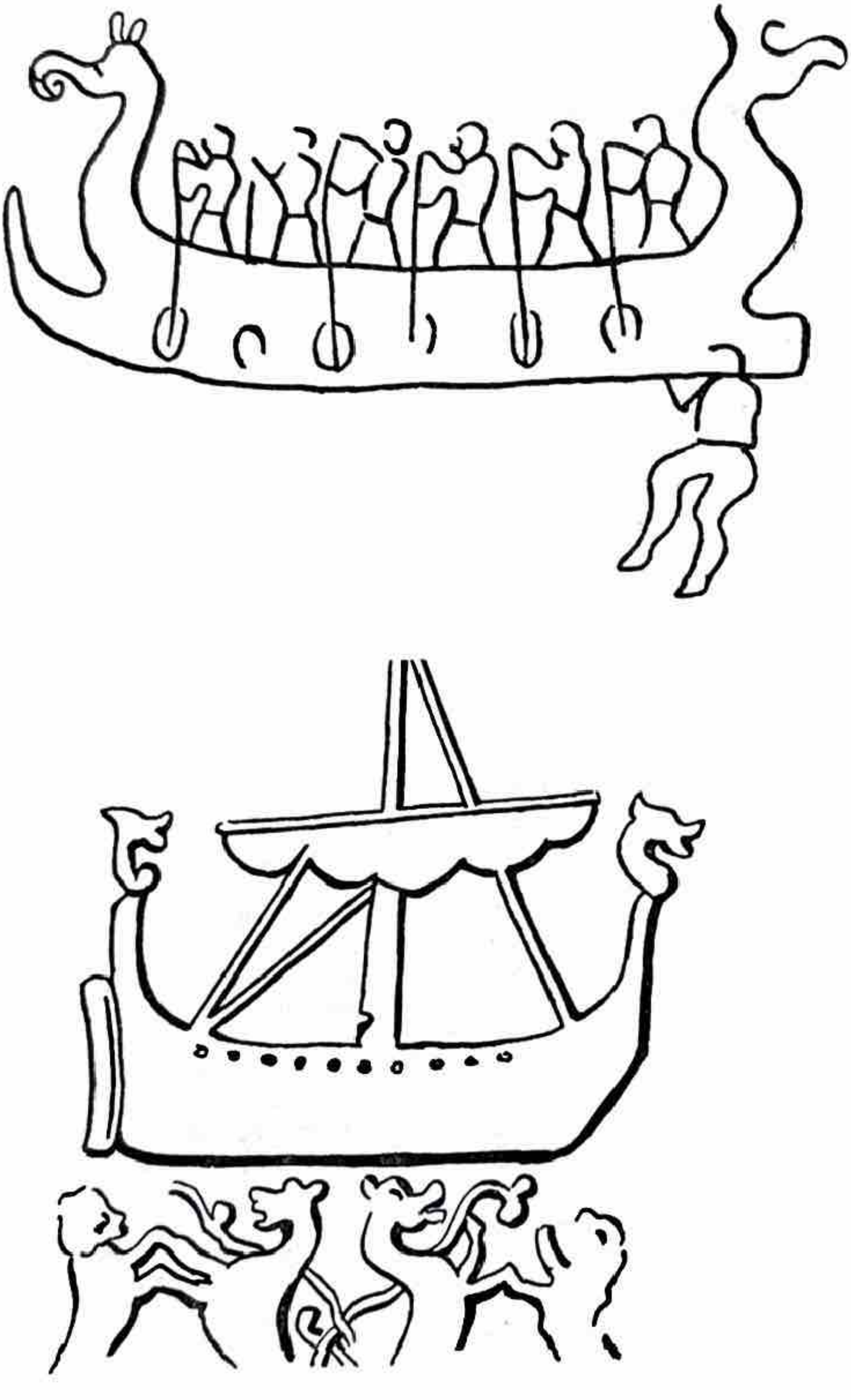


Abb. 45: Schiffssteven mit Tierhäuptern: Bronzezeit (Brandskog, Schweden), Grabstein auf dem St. Orans Friedhof, Jona

ten Drachenköpfen an Tiroler Bauernhäusern, die entweder geradeaus oder schräg abwärts auf Eintretende gerichtet sind, spürt man noch einen Unterstrom ähnlichen Gefühles. Im übrigen können es Köpfe verschiedener Art sein, sogar Menschenköpfe. Auch an Nordtiroler Bauernhäusern sah ich noch verschiedentlich Firstpfettenenden als Menschenhäupter geschnitzt, zum Teil fast geisterhaft ausdruckslos, zum Teil grotesk verzerrt[121]). Häupter ähnlicher Art pflegen auch außen an Stadttoren angebracht zu sein. Über die abwehrende Funktion solcher und anderer Köpfe gibt es eine eigene reiche Literatur[122]). Von Giebelzeichen bis zu Tor- und Türwächtern finden wir so zahlreiche und eindeutige Belege aus Europa und darüber hinaus, daß die Vorstellung von ihrer schützenden Eigenschaft zu den bestbelegten gehört.

Auch die Häupter wirklicher Tiere können eine ähnliche Macht ausüben. Wieder ist es das Altertum, das schon klare Beispiele bietet. Hier taucht auch schon der noch im späten Volksglauben lebendige Ausdruck „Neidstangen“, „Neidköpfe“ auf. In der Egilssaga wird berichtet, daß der Skalde Egill ein Pferdehaupt mit klaffendem Rachen am Gestade aufpflanzte, als er Norwegen geächtet verlassen mußte. Er wandte den Rachen gegen das Land und sprach den Fluch gegen die Landgeister aus, sie sollten nicht eher zur Ruhe kommen, als bis König Eirik und seine Gemahlin aus dem Lande vertrieben wären[123]). Die Stange mit dem bleckenden Pferdehaupt heißt im altnordischen Text „nidhstong“, Neidstange. In ähnlicher Weise versucht Grep durch das Aufrichten einer Stange mit einem gähnenden Pferdehaupt einen Gegner abzuschrecken, wie Saxo Grammaticus im 5. Buch seiner Dänischen Geschichte berichtet[124]).

Auch das erstreckt sich weiter durch die Zeiten bis in die Volksüberlieferung unserer Tage. Eine Brücke bildet M. Fug-

---

121) Mehrfach im östlichen Nordtirol, z. B. südlich von Kufstein, in Lauterbach usf.

122) O. Schell, Abwehrzauber am bergischen Hause, Globus 91. Jg., 1907, S. 335 f., 363 f.; H. v. Preen, Kopfziegel, ein Giebelschmuck aus Oberbaden, Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 18. Jg., Berlin 1908. S. 277 f.; J. H. F. Kohlbrugge, Tier- und Menschenantlitz als Abwehrzauber, Bonn 1926; R. Mielke, Neidinschriften und Neidsymbole, Niederdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde 10. Jg., Bremen 1932; R. Kriss, Eine Schrecklarve aus Oberösterreich, Wiener Zs. f. Volkskunde 42. Jg., 1937, S. 1 ff.; E. Burgstaller, Maskenschnitzereien an oberösterreichischen Bauernhäusern, Volk und Heimat, Festschrift f. V. v. Geramb, Graz 1949, S. 127 ff.; Beispiele aus der Umgebung von Wilhering, datiert 1814, und Umgebung von Enns, datiert 1778 aus Oberösterreich bildet M. Kislinger, Alte Bäuerliche Kunst, Linz 1963, S.69, ab.

123) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., Gütersloh 1877, S. 549 f.

124) Weiser, Bauernhaus, S. 8.

gers Mitteilung aus dem Jahre 1584: „Wenn man den Kopff von einer Stuten (verstehe das Gebayn vom Kopff) in einem Garten an einem Pfahl oder Stange aufstäke, so gereht alles dasjenige desto besser, was im selben Garten wächst, insonderheit aber vertreibt es die Raupen und Katzen[125])."

Im noch lebenden Volksbrauch fiel es bereits E. M. Arndt auf, daß die „Pferdeschädel immer so aufgesteckt sind, daß sie von den Gärten und Wohnungen die Gesichter abwenden und feldeinwärts schauen, gleichsam als sollten sie auch Ovätter oder Geister, welche Unheil oder Unglück bringen könnten, davon wegscheuchen[126])." Belege mit direkten Ausagen finden sich bei Grimm[127]), R. Andree[128]) und K. Heckscher[129]) zusammengestellt. Etwa eine Notiz aus dem Jahre 1627, daß bei den Letten Pferdeschädel als Schutz gegen Seuchen auf Zaunpfähle gesteckt werden[130]). „Noch heute hängt in Polen, damit im Garten alles gedeihe, der Bauer einen Pferdeschädel am Zaun auf[131])." In Bosnien und der Herzegowina „kann man von den Bienenständen, vor Stallungen und inmitten der Felder Pferde- oder Widderköpfe aufgesteckt sehen, damit die Bienen, das Vieh oder die Feldfrucht nicht verschrien werden können[132])." Gegen Verzauberung des Viehs pflanzte man auf Wollin „in eine Ecke des Hofes eine Weide, und zwar so, daß sie mit den Wurzeln in einem Pferdeschädel steht[133])." Heckscher zählt noch zahlreiche weitere Belege aus verschiedenen deutschen Gegenden auf, vor allem auch für das Anbringen von Pferdeschädeln über den Stalltüren, um den Viehbestand vor Unglück und Krankheit zu beschützen. In Polen schirmt ein Pferdeschädel auf dem Querbalken über der Eingangstür vor der Pest[134]). Auch Rinderhäupter kann man übrigens heute noch außen an den Wänden von Stallungen hängen sehen. Ich selbst beobachtete dies mehrfach in der Steiermark und im Salzburgischen, ober-

---

125) K. Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. An Hand der Schriften Ernst Moritz Arndts und gleichzeitlicher wie neuerer Parallelbelege dargestellt, Hamburg 1925, S. 390, Anm. 293.

126) ebda. S. 133 nach Arndt, Winke aus germanischen Sprachen, Gebräuchen und Gesetzen, in: Rheinisches Museum, 2. Jg., Bonn 1828, S. 355.

127) DM, S. 550 f.

128) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 2 Bde., Leipzig 1878 und 1887.

129) A. a. O. S. 390 f.

130) Andree, a. a. O. I. S. 129.

131) Heckscher, a. a. O. S. 390 nach: Am Urquell Jg. III, S. 271.

132) E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und in der Herzegowina, Zs. f. österreichische Volkskunde, VI. Jg., Wien 1900, S. 169.

133) Heckscher, a. a. O. S. 391; ähnlich Grimm DM S. 464, Nr. 838.

134) Heckscher, a. a. O. S. 390, nach: Am Urquell III, S. 271.

österreichische Belege veröffentlichte kürzlich F. Lipp[135]). Bei ihnen handelt es sich meist um die Häupter von gewissen Krankheiten befallener Tiere, die abgeschlagen und aufgehängt wurden, fast wie ein Art Opfer. Auch sie haben aber Abwehrfunktion.

Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß die Pferdeschädel in solchem Zusammenhang auffallend stark hervortreten. Grimm[136]) erinnert auch an die wahrscheinliche Spiegelung dieser Sitte in Ortsnamen wie „Roßhaupten", „ad locum, qui vocatur caput equi", „caput caballinum" usf.

An einem weitverbreiteten Glauben an die Wirksamkeit eines Kopfes, insonderheit eines Tierkopfes, ist nicht zu zweifeln. Für uns wichtig ist vor allem die große Rolle der Pferde dabei.

Die meisten Forscher haben von diesem eindeutig belegten Glauben auch Verbindungslinien zu den mannigfach geschnitzten Häuptern an Hausgiebeln gezogen. Hier stehen wir vor zwei Erscheinungsformen: dem Einzelhaupt und den paarigen Zeichen, die nach außen oder innen gewandt sind. Beim einzelnen Drachenkopf, Pferdekopf oder auch einer menschlichen Fratze ist der Sprung nicht groß. Wie aber sind die paarigen Tiere zu deuten?

Hier bieten sich zunächst einmal neben der technischen Voraussetzung paariger gekreuzter Giebelbretter u. dgl. künstlerische Antriebe an. In der Volkskunst herrscht ein sehr deutliches Symmetriestreben. Wir finden die paarigen Tiere üblicherweise auch zu beiden Seiten jener stilisierten pflanzlichen Gebilde, die wir als „Lebensbaum"-Symbole auffassen[137]). Es sind Vögel, Hirsche usw.

Auch an den Hausgiebeln beschränkt sich die paarige Anordnung nicht auf das Pferd. Die Schwäne sind z. B. ebenso paarig angeordnet, auch wenn dies konstruktiv nicht bedingt ist, da die Zeichen in Friesland zumindest nicht aus der Dachkante emporwachsen, sondern an der Giebelspitze aufgesetzt sind und durch eigene Stangen gestützt werden müssen. Diese Zeichen sind mehr als meterhoch und breit. Die Schwäne kehren einander den Rücken zu und halten den Hals nach Art der Höckerschwäne gebogen und berühren mit dem Schnabel ihre Brust bzw. die dort angebrachte S-Schleife[138]). Zwischen den Schwänen befindet sich ein reich geschnitztes Mittelstück. Die

135) Pferdeschädel- und andere Tieropfer im Mondseeland, Gedenkschrift f. Arthur Haberlandt, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XCV. Bd., 1965, S. 296 ff. Dazu soeben noch K. Haiding, Tierschädel unter dem Tennfirst, Zs. d. Historischen Vereins f. Steiermark, 58 Jg., Graz 1967, S. 147—159.

136) DM S. 550, Anm. 2.

137) Beispiele u. a. bei F. Adama van Scheltema, Die deutsche Volkskunst, Leipzig 1938, und in den Arbeiten von Karl v. Spieß.

138) Merkwürdig übrigens, daß die Schiffssteven auf den bronzezeitlichen Felszeichnungen mit ihren Tierköpfen zuweilen auch schwanenhalsähnliche Biegung annehmen. Vgl. Dahlgren, a. a. O. S. 72.

Spitze bildet ein Kreuz oder Dreiblatt, das als Dreisproß in der Volkskunst überaus häufig ist und als Lebensbaum-Abkürzung betrachtet wird[139]). Alarich Augustin[140]) teilt ferner mit, daß die beiden Giebelschwäne nach der Aussage eines alten friesischen Bauern früher oft verschiedenfärbig waren, der eine weiß und der andere schwarz.

Augustin widmet die zweite Hälfte seines Buches der Untersuchung einer symbolischen Bedeutung des Schwanengiebel-Zeichens, von der er überzeugt ist. Der Schwan kann Symbol der Jungfrau Maria sein. Da aber handelt es sich immer um einen einzelnen Schwan, nicht das paarige Zeichen. E. Hoffmann-Krayer[141]) weist darauf hin, daß die vornehme Schönheit in Gestalt, Farbe und Bewegung schon früh Anlaß gab, dem Schwan übernatürliche Eigenschaften zuzuschreiben und in ihm ein höheres, nichttierisches Wesen zu sehen, das seine Gestalt angenommen hat. Darauf deuten Mythen und Sagen schon des Altertums. Bei den Griechen war er mit Apollo verbunden. In der indischen Überlieferung kommen achtfüßige Schwäne auch als Geleiter des goldenen Sonnenwagens der Ashvins, der Rosseherren, vor[142]). Augustin erinnert daran, daß der Schwan als letzter Zugvogel den Norden verläßt und als erster wiederkommt. Die Gedankenverbindung zu Licht und Sonne wäre auch daraus abzuleiten. Eine weitere Seite des Schwanes ist die als Seelenvogel und Kinderbringer. Die Doppelheit als Bringer der aufsteigenden und Geleiter der absteigenden Sonne und ebenso als Kinderbringer und Totengeleiter könnte sich auch in der Zweizahl der Giebelschwäne spiegeln, zumal wenn die Färbung schwarz und weiß als einst allgemein verbreitete Erscheinung angenommen werden dürfte. Für Augustin sind Schwan und Pferd in ihrer Symbolik verwandt, und er leitet auch ihre gleichartige Verwendung als paarige Giebelzeichen bei Friesen und Niedersachsen aus einer verwandten Funktion und Sinngebung ab.

Paarige Tiere an Hausgiebeln sind in Tirol aber auch gegeneinanderblickende Steinböcke. Ihr besonderes Kennzeichen ist das auffallende mächtige Gehörn. Nun gilt das Horn an und für sich bei den verschiedensten Völkern als wirksames Schutzmittel gegen böse Mächte und dämonische Einflüsse[143]). Man glaubte, daß die Kraft, die das lebende gehörnte Tier besitzt, auch dann noch dem Horne innewohnt, wenn es vom Tiere ab-

---

139) R. Bauerreiß, Arbor Vitae, der Lebensbaum und seine Verwendung in Liturgie, Kunst und Brauchtum des Abendlandes, München 1938.

140) Schwanengiebelzeichen S. 62.

141) Artikel „Schwan" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VII, Sp. 1402.

142) Augustin, a. a. O. S. 78.

143) Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens IV, Sp. 325.

getrennt ist. I. Scheftelowitz, der Verfasser des einschlägigen Artikels im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, sieht darin den Grund für das Anbringen von Büffelhörnern, Rentiergeweihen, Hörnern von Ziegenböcken usf. an Häusern. Aus Brandenburg ist dies auch wörtlich bezeugt[144]). Im österreichischen Alpenbereich gehören über die Türe von Ställen oder Speichern genagelte Bockhörner zu den häufigsten Erscheinungen. Auch hier liegt die Abwehrbedeutung nahe. Das Ausladende, Kräftige, Zurückstoßende spielt bei solcher Gedankenverbindung wahrscheinlich eine Rolle.

Eine weitere Deutungsmöglichkeit hat H. Fielhauer[145]) erwogen. Bei den Steinböcken, die paarig einander zugekehrt an den Giebeln so vieler Tiroler Bauernhäuser zu sehen sind, erinnerte er an das Sagenmotiv von stets paarweise auftretenden Steinböcken, welche den Zugang zu einem Schatz dadurch versperren, daß sie ununterbrochen mit ihren Schädeln zusammenstoßen. Ein Durchkommen zwischen ihnen ist nur schwer möglich und höchst gefahrvoll. Die bemerkenswert zahlreichen Belege für diesen Sagentypus entstammen Niederösterreich, Kärnten und Tirol. In der überlieferungsgebundenen Kunst spielt das Motiv der kämpfenden Böcke auf Wappen, insbesondere in Tirol, eine Rolle. Ferner treffen wir die Szene bei Weihnachtskrippen[146]), und schließlich können die Giebelzeichen auch in den genannten Zusammenhang gerückt werden.

Aufschluß über einen Sinn der Szene geben vor allem die Sagen. Es handelt sich um den schwierigen Zugang zu einer anderen Welt, besonders einer Höhle. Die Böcke sind Wächter der Grenze zweier Welten. In zum Teil andere Bereiche führt uns die überlieferungsgebundene Kunst. Wir finden hier die Böcke im Zusammenhang mit Lebensbaumdarstellungen. Das reicht in alteuropäisches und altasiatisches Bildgut. Dort sind die symmetrisch-gegenständigen Tiere schon ungemein früh belegt. Anscheinend strahlte die Vorstellung schon seit dem 3. vorchristlichen Jahrtausend auch immer wieder auf andere Kulturbereiche aus. Offensichtlich war hier diesem Tierpaar eine mythische Bedeutung als Wächter des Lebensbaumes eigen. Allerdings beschränken sich die paarigen Tiere am Lebensbaum nicht bloß auf Böcke (auch Vögel und Hirsche kommen vor) und

---

[144]) H. Prahn, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg, Zs. d. Vereins f. Volkskunde 1. Jg., Berlin 1891, S. 190: „Als Schutz gegen den Blitz befestigte man am Giebel des Hauses die Hörner eines Ziegenbockes oder aus Holz geschnitzte Pferdeköpfe."

[145]) Das Motiv der kämpfenden Böcke, Festschrift für Otto Höfler, verfaßt Ende 1965, dargelegt im Vortrag auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft f. Volkskunde in Niederösterreich im Juni 1966, erschien 1967.

[146]) L. Kretzenbacher, Eine Krippenlegende aus Admont. Österr. Zs. f. Volkskunde Bd. 60, Wien 1957, S. 271—279.

den Kampftypus. Es gibt auch den auch in der germanischen Überlieferung bezeugten Vorstellungs- und Bilderkreis der am Baum äsenden Tiere. Hier dürfte der Regenerationsgedanke im Vordergrund stehen. In den Krippendarstellungen schließlich ließe sich die Bockkampfgruppe — soweit sie nicht zum Realismus der Hirtenszenen gehört — möglicherweise auch mit einer Wächterrolle vor dem Schauplatz des Heilsgeschehens in Zusammenhang bringen. Fielhauer erinnert schließlich daran, daß zwischen den einander zugewandten Bockköpfen der Giebelzeichen ein Kreuz zu stehen pflegt. Bei der oft bezeugten Umdeutung des Kreuzesstammes als Lebensholz ließe sich auch hier eine Symbolbeziehung zum Lebensbaum und somit Heilszeichen am Giebel finden[147]). Einer Untersuchung bedürfte wohl auch noch die Aussage der Herstellungstechnik für das Altersproblem. Denn die Giebelböcke sind — im Gegensatz zu so vielen Giebelpferden — nicht aus den überstehenden Enden der Schutzhölzer am Giebel geschnitten, sondern als eigene Gruppe aufgesetzt. Da aber bei den friesischen Schwänen die organische Verbindung nicht besteht, muß man aus solcher Anbringung noch nicht unbedingt auf jüngere Schichten schließen. Aufmerksam machen möchte ich noch auf den Umstand, daß das Kreuz zwischen den Böcken gerne einem Herzen entspringt, das wir ja auch als Lebenszeichen kennen.

Die Fülle der Möglichkeiten allein bei dieser einen Denkmalgruppe ist lehrreich. Sie kann vor allzuschnellen und seichten Deutungen bewahren. Welcher Lösung man auch zuneigt, eine Bedeutsamkeit ist offensichtlich. Im Vordergrund steht dabei wohl nicht nur ein Bild von Kraft und vielleicht auch Fruchtbarkeit (auch in dieser Symbolik sieht das Volk den Bock), sondern auch Schutz und Abwehr.

Nicht allein Bockgehörn finden wir aber in solcher Rolle an Häusern, sondern auch Hirschgeweihe; wobei die Jagdhäuser mit ihrer Trophäensammlung und dem Geweih als Standeszeichen unberücksichtigt bleiben sollen. Hier ist nochmals an die Halle „Heorot“ im Beowulf zu erinnern. O. Höfler[148]) weist im Anschluß an F. R. Schröder[149]) darauf hin, daß diese dänische Königshalle auch Kulthalle war. Wie aus beiden Arbeiten hervorgeht, ist hier mit einer kultischen Schichte zu rechnen, in welcher die Hirschsymbolik eine Rolle spielte. Die

---

147) Das Mehrbalkenkreuz, das sich an dieser Stelle auch zuweilen findet, ist ein Wetterkreuz. Das könnte wieder Wetterabwehr ins Spiel bringen. Fielhauer erinnert in diesem Zusammenhang daran, daß die Böcke in der germanischen Mythologie auch eine deutliche Beziehung zum Gewitter haben, vgl. das Thorsgespann.

148) Siegfried, Arminius und die Symbolik, Heidelberg 1961, S. 41.

149) Skadi und die Götter Skandinaviens, Untersuchungen zur germanischen und vergleichenden Religionsgeschichte 2, Tübingen 1941, bes. S. 139 f.

Hirschgeweihe an der Halle Heorot haben demnach sichtlich einen tieferen Hintergrund als die bloße Abwehrbedeutung von Tierhörnern, mit der wir es sonst vorwiegend zu tun haben.

Spätzeiten dürften davon kaum mehr viel direkt gewußt haben. Aber es ist immerhin beachtenswert, daß auf den Giebeln ansehnlicher Saalbauten zur besonderen Zier auch sonst Hirschgeweihe standen, weshalb man diese Saalbauten „Hornsäle" (hornseli) nannte[150]). Wie eine Illustration dazu sieht das alte Bild des Hallerschen Weiherhauses zu Rauhensaß im Aischgrund aus[151]). Der Steilgiebel des strohgedeckten Wirtschaftsgebäudes im Vordergrund trägt gekreuzte Giebelbretter in der Form von Tierköpfen, die gut Pferdeköpfe sein könnten. Der hohe Fachwerkbau des Herrenhauses jedoch hat auf beiden Giebelspitzen je ein doppeltes Hirschgeweih. Es soll gegen Blitzschlag schützen (Abb. 46).

Dazu führt Harter in ihrer Dissertation (S. 129) noch einen Führer durch die Wiener Stephanskirche an, der ohne Herausgeber und Erscheinungsjahr gedruckt wurde. Darin heißt es, daß man 1522 aus Aberglauben, den Blitz abzuhalten, auf einigen Ziergiebeln des Turmes dieser Kirche Hirschgeweihe anbrachte, welche dort noch 1809 zu sehen waren.

Nunmehr unterrichtet eine ausführliche Arbeit von V. Flieder, „Die Hirschgeweihe von St. Stephan in Wien[152])", über diese Tradition mit allen aufzufindenden Quellen. Verbürgt ist das Anbringen von 8 Hirschgeweihen über den obersten Wimpergen des Turmes im Jahre 1551 „wider das Einschlagen des Donners", und zwar geschah dies auf Anordnung von Bürgermeister und Rat der Gemeinde Wien[153]). Die älteste Einzelabbildung des Domes von 1502 zeigt noch keine Geweihe am Turm, auf Stichen aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind sie jedoch zu sehen. Sie beschreibt auch noch Hormayr 1824. Erst der Abtragung der Turmspitze in den Jahren 1839—40 fielen sie zum Opfer. Da hatte sich die Zahl der Geweihe bereits auf 4 vermindert. Anlaß zum Anbringen waren wiederholte Blitzeinschläge im Turm, z. B. 1449 und 1514. Daß das Hirschgeweih gut gegen den Blitz ist, kennt man auch sonst im Wiener Volksglauben[154]).

---

150) Heliand 3687, vgl. K. G. Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung, 1. Bd., Leipzig 1902, S. 336; ebda. S. 415 auf einer Miniatur vielleicht des 9. Jhs. auf einem angelsächsischen Bau ein Hirschgeweih (Abb. 171).

151) Vgl. Anm. 90.

152) Österreichische Zs. f. Volkskunde, 69. Bd., Wien 1966, S. 261 ff.

153) A. v. Geusau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien IV (1793) H. S. 182 f.; Flieder S. 261.

154) Vgl. L. Höfer, Wiener Kinderglaube. Ein Beitrag zu „Volksglaube und Volksbrauch der Großstadt", Wiener Zs. f. Volkskunde 33. Jg. 1928, S. 21.

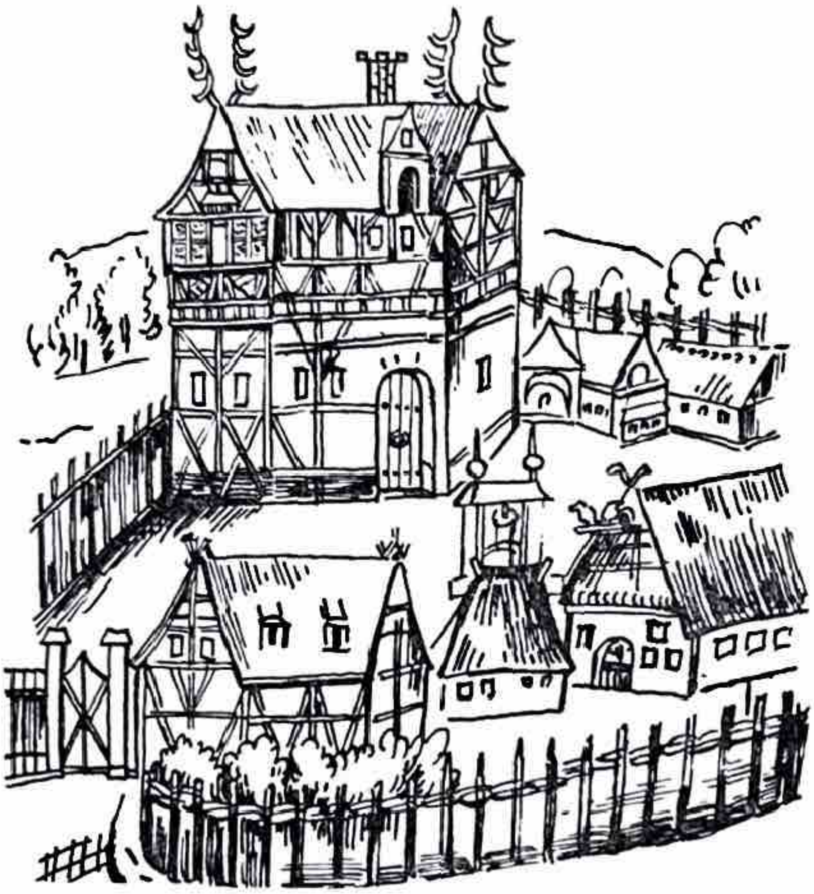


Abb. 46: Hallersches Weiherhaus in Rauhensaß

Bemerkenswert ist aber eine weitere Beobachtung Flieders: „Es sei noch darauf hingewiesen, daß sich die Giebelkanten der Ziergiebel des dritten Geschosses an der Westseite der beiden Heidentürme des Domes (aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts) hakenförmig überschneiden. Wir haben es dabei meines Erachtens mit stilisierten Pferdeköpfen zu tun. Auch sie stehen dann vielleicht in Zusammenhang mit der Abwehr von Dämonen, die man sich besonders von Westen her anstürmend dachte. Der über die bösen Geister siegende St. Michael war deshalb Patron der Westwerke mittelalterlicher Kirchen. Zu St. Stephan steht sein Standbild am oberen Abschluß der Westfassade."

Die Beobachtung Flieders ist ausgezeichnet und es ist erstaunlich, daß diese Denkmäler früher noch niemandem auffielen. Es sind eindeutig stilisierte Tierköpfe, die einander in der üblichen Art überschneiden und die sogar an der Kreuzungsstelle eine kleine Scheibe aufweisen, ähnlich der Befestigung durch einen nagelähnlich durchgesteckten Holzpflock bei den

Giebelpferden. Die Tierköpfe sind in ihrem gegenwärtigen Zustand zoologisch schwer bestimmbar. Auch ist die Erhaltung des rechten und linken Paares verschieden. Das linke, sichtlich restaurierte, weist lange und mit einem gewissen Schwung gebogene Schnauzen auf, die zwischen Pferd und Drachen stehen (Abb. 47). Die Mäuler am rechten Scheingiebel sind stumpfer und gerader und lassen sich eher als Pferde auffassen, besonders beim rechten Tier. Die Stelle unterhalb der Köpfe mit den gekreuzten Balken ist hier stark verwittert (Abb. 48). Wer die Sandsteinplastiken der Stephanskirche und die von Zeit zu Zeit nötige Wiederherstellung zerstörter Teile kennt, wird dem Letztzustand in Einzelheiten nicht immer volle Beweiskraft für das ursprüngliche Aussehen zumessen. Im Laufe der Jahrhunderte kann sich da in der Physiognomik schon einiges etwas verschoben haben.

Zwischen den Tierhäuptern ist in der Mitte — wo sonst oft ein Kreuz aufragt — ein ovales Gebilde, das nicht recht deutbar ist. Beim verwitterten Beispiel könnte auch ein Menschenkopf angedeutet sein. Daran, daß hier Giebelzeichen gemeint sind, ist aber nicht zu zweifeln. Wir haben hier ein höchst wichtiges Zeugnis noch aus romanischer Zeit. Dazu in einem Gebiet, dessen Umland bis heute noch ähnliche Zeichen an den Hausgiebeln besitzt. Die überkreuzten Pferdeköpfe Niederösterreichs rücken damit wahrscheinlich in ein Alter, das weit über jede mögliche Erhaltung der Holzdenkmäler in situ reicht.

Unter den paarigen Tieren an den Hausgiebeln nimmt das Pferd weitaus den größten Bereich ein. Andere gegenständige Tiere sind bloß Einsprengsel, möglicherweise beeinflußt von der Doppelheit der Pferde. Es gilt daher, vor allem für die paarigen Pferde nach möglichen Erklärungen zu suchen, nachdem der einzelne Tierkopf seine Bedeutung genugsam offenbart hat.

Die einfachste Lösung wäre es, mit W. Peßler in den hölzernen Pferdeköpfen eine Nachbildung der ursprünglich beinernen Schädel zu sehen, die nach dem Opfer auf dem Haus aufgehängt wurden. Auch nach H. Harter hätte dies sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich. Doch würde man dann eine nicht bloß auf zwei Köpfe beschränkte Zahl erwarten. Die Reihe müßte vom Einzelstück bis zu einer Vielzahl reichen, zumal die Schädel der Witterung ziemlich lange trotzen.

Zunächst ist festzustellen, daß sich zwei hölzerne Pferdeköpfe nicht allein an Hausgiebeln finden. Wir sehen sie auch an schön geschnitzten hölzernen Trinkschalen der norwegischen Volkskunst. Auch hier könnte das technisch verstanden werden, da eben beide Handgriffe so gestaltet sind. Daß dies aber keineswegs der Fall sein muß, bezeugen die vielen hölzernen Trinkschalen und Becher in Vogelgestalt, an denen nur ein Ende als Vogelkopf ausgebildet ist, das andere als Schwanz

oder nur als Griff oder überhaupt nicht. Ein Typus der in der Hirtenkultur weit verbreitet ist.

Einen Schritt weiter führen doppelköpfige Pferde. Solche finden sich neben einfachen als Griffe an Mangelbrettern (Abb. 49). K. S. Kramer[155]) machte als erster auf sie in solchem Zusammenhang aufmerksam. Mir fielen sie, unabhängig von ihm, schon vor 30 und mehr Jahren bei meinen Studien in skandinavischen und norddeutschen Volkskundemuseen auf. Allerdings besteht bei den norwegischen Mangelbrettern etliche Unklarheit über die bodenständige Eigenentwicklung. Vor 1600

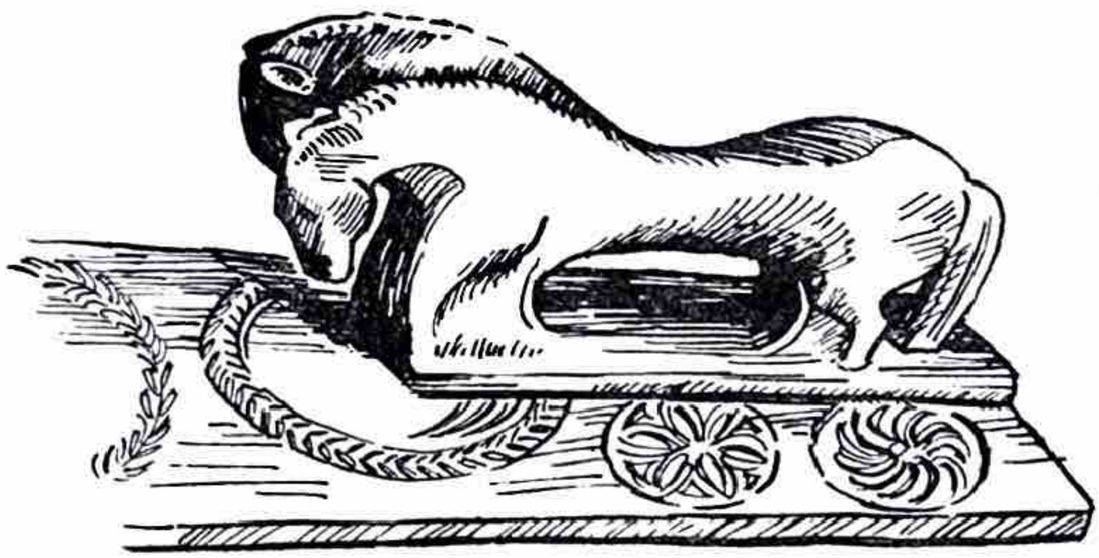


Abb. 49: Norddeutsches Mangelbrett, doppelköpfiges Pferd

sind kaum Beispiele zu datieren[156]). Die norwegische Forschung rechnet bei einem in reicherem Kerbschnitt verzierten Typ aus Buchenholz auch mit Einfuhrgut aus dem Süden, vor allem Dänemark und Norddeutschland. Doch hält sie auch alte Gemeinsamkeiten nicht für ausgeschlossen. Die doppelköpfigen Pferde auf Mangelbrettern sind gegenüber dem Einzelpferd jedoch sehr in der Minderheit. Ich möchte aber daran erinnern, daß ich ein doppelköpfiges Tier auch an einem Hausgiebel in Seekirchen (Salzburg, Flachgau) sah, das mit 1648 datiert war. So weit man es beurteilen kann, stellte es am ehesten Pferde dar.

Bei den Doppelpferden ließe sich möglicherweise an die einfache Erklärung denken, daß der Volkskünstler eben ein Zweigespann im Auge hatte und seine Zugpferde darum paarig

155) Pferdeköpfe auf bayerischen Bauernhäusern, S. 39/40.
156) Svein Molaug, Hest og mangletre, By og Bygd, Norsk Folkemuseums Årbok IX, Oslo 1954, S. 19—48.

an solchen Stellen abbildete. Das kommt am ehesten in Frage, wo es sich um zwei Pferdeköpfe handelt, die parallel nebeneinander stehen und in die gleiche Richtung blicken. Die besten Beispiele bilden hier die Herdrähme des Niedersachsenhauses (Abb. 50). Allerdings handelt es sich auch hier um eine geheiligte

Abb. 50: Niedersächsischer Herdrähm, Hannover

Stätte innerhalb des Hauses. Aber auch an Innviertler Pfetten treffen wir zwei Pferde nebeneinander, sogar zwei bis vier Paare übereinander (vgl. Kap. 2). Übrigens pflegte auch in großrussischen und weißrussischen Stuben ein waagrechtes Abschlußbrett von Schlafbühne oder Bankkasten an einem Ende als Pferdekopf ausgeschnitten zu sein[157]). Aber auch an Geräten finden wir Pferdeköpfe. Z. B. enden die beiden vorne aufgebogenen Kufen einer mächtigen, im steirischen Volkskundemuseum befindlichen „Heurumpel" (Sommerschlitten zum Heutransport auf abschüssigen Wiesen) aus dem Murtal in solchen geschnitzten, recht urtümlich anmutenden Pferdeköpfen. Der Gedanke an Zugtiere liegt hier nahe[158]). Für das doppelköpfige Tier ist ein solcher Ursprung aber kaum wahrscheinlich, ebenso

---

157) Z e l e n i n, Russische Volkskunde S. 277.

158) Dergleichen ist wohl auch bei der fahrbaren Ratsche mit zwei Pferdeköpfen aus Polešovic gemeint. A. Václavík, Výroční Obyčeje a lidové umění, Prag 1959, Tafel XI, 15, 16.

für die in entgegengesetzte Richtung blickenden Giebelpferde. Das doppelköpfige Tier ist zudem auch aus einem bloßen Symmetriestreben nicht ableitbar. Wahrscheinlich wird man sich einer Erklärung am ehesten nähern, wenn man sie auf dem Wege über Glaubensvorstellungen versucht. Bei den anderen Giebelzeichen traten sie uns ja schon unverkennbar entgegen.

Auch von unseren paarigen Pferden an Hausgiebeln kennt das Volk da und dort eine Bedeutung. Es ist jene von Übelabwehr, Schutz und Segen. Beispiele dafür wurden schon angeführt. Wobei die in Niederösterreich vorherrschenden Namensformen „Roßgoschen" (also Mäuler) und „Roßkopf" das Tierhaupt stärker betonen als das Tier in seiner Gesamtheit. Das würde zu den vorhin geschilderten Beispielen eines Glaubens passen, der sich mit dem Tierhaupt selbst verbindet. Daneben haben wir bei uns aber auch Namen wie „Giebelrösseln" usf. und die Tiroler Zeichen bilden vielfach das Tier auch mit seinem Leibe ab.

Im Glauben des Volkes und der Vorzeit spielt das Pferd eine große Rolle. Darüber gibt es ein ausgebreitetes Schrifttum[159]). Das Pferd ist in der Frühzeit in besonderem Maße mit dem Heiligen verbunden[159a]). Es ist das Tier der Götter und Herrscher. Wobei das Pferd bei den Indogermanen sogar als ursprüngliche Erscheinungsform der Gottheit selbst bezeugt ist. Darauf deuten etwa bei den Germanen verschiedene Pferdenamen, die Odin selbst führte wie „Hrosshársgrani", „Vakr" und „Jalkr"[159b]). Auch in der Reihenfolge der Namen „Phol ende Wodan" (das Pferd und Wodan) im zweiten Merseburger Zauberspruch klingt das Gefühl von der mythischen Priorität des dämonischen Rosses gegenüber der anthropomorphen Erscheinungsform des Gottes noch an[160]). Auf gotländischen Grabsteinen sehen wir das achtbeinige Roß Sleipnir selbst als Totenführer abgebildet, das den Helden nach Walhall trägt. Auch

---

159) M. Jähns, Roß und Reiter, 2 Bde., Leipzig 1872; J. von Negelein, Das Pferd im arischen Altertum, Teutonia, Heft 2, Königsberg 1903; R. Hindringer, Weiheroß und Roßweihe, Leipzig 1933; W. Steller, Artikel „Pferd" bis „Pferdeweihe" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens VI, Sp. 1958 — 1683; R. Wolfram, Robin Hood und Hobby Horse, Wiener Prähistor. Zs., XIX, 1932, S. 357—374; ders.: Altersklassen u. Männerbünde in Rumänien, Mitteilungen d. Anthropolog. Gesellsch. in Wien, LXIV, 1934, S. 117—128; ders.: Schwerttanz u. Männerbund, 3. Lieferung, Kassel, 1937, S. 300 ff. usf.

159a) „There is the curious aspect of the sacred character of the horse which is often present where the horse first enters the scene." F. E. Zeuner, A History of domesticated Animals, London 1963, S. 329.

159b) Hj. Falk, Odensheite, Videnskapsselskapets Skr. II. Hist. Filos. Kl. 1924, Nr. 10, Kristiania 1924.

160) W. Steller, Phol ende Wodan, Zs. f. Volkskunde, 40. Jg. 1930, Berlin 1931, S. 61—71.

diese Vorstellung vom Pferd als Totentier ist bei verschiedenen indogermanischen Völkern reich bezeugt[160a]). Dem Rang des Pferdes und seiner mythischen Beziehungen entspricht auch die Rolle des Pferdeopfers bei den Indogermanen[161]). In den Namen verschiedener Könige, die ihren Stammbaum auf den göttlichen Ahnherrn zurückführen, klingt schließlich die Pferdegestaltigkeit ebenfalls noch mehrfach an[161a]).

Diese Tatsachen bilden die Grundlage für eine Deutungsmöglichkeit der beiden Giebelpferde, die ich abschließend vorlegen möchte. Sie wurde bisher noch wenig ins Auge gefaßt[162]). Für sie spricht aber doch vieles.

Es gibt einige wenige Nachrichten, aus denen eine Unterscheidung der beiden paarigen Tiere der Giebelzeichen hervorzugehen scheint. Von den friesischen Schwänen wurde schon erwähnt, daß ein Gewährsmann davon sprach, der eine sei schwarz, der andere weiß bemalt gewesen. Für die Giebelrosse liegt eine vereinzelte Beobachtung der gleichen Art aus dem Ammerlande vor[163]). Doch ist aus dem anscheinend erneuerten Stück kaum viel Sicherheit zu gewinnen. Unterscheidungen dieser Art wären aller Wahrscheinlichkeit nach symbolisch zu deuten. Von einer Bemalung, allerdings nur in einer Farbe, hören wir auch bei den niederösterreichischen Roßgoschen. Hier wurden

---

160a) J. v. Negelein, Das Pferd im Seelenglauben und Toten-Cult, Zs. d. Vereins f. Volkskunde 11. Jg., Berlin 1911, S. 406—420; L. Malten, Das Pferd im Totenglauben, Jahrbuch des deutschen archäolog. Instituts 29. Bd., Berlin 1914.

161) Steller HWBDA unter „Pferdeopfer" und die dort angegebene Literatur; ferner W. Koppers, Pferdeopfer und Pferdekult der Indogermanen, Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik Bd. IV, 1936, S. 279—411.

161a) Einige Beispiele in den weiteren Ausführungen dieses Kapitels. „Hengist" und „Horsa" z. B. galten genealogisch als Wodans Urenkel. König Marke von Cornwall (Mark = Pferd) soll Pferdeohren gehabt haben. Der erste beim Reitervolk der Wandalen überlieferte Fürstenname ist „Wisumarh". Aber auch ganze Stämme und Völker trugen Pferdenamen. Die Langobarden wurden „Myrgingas" (Stutensöhne) genannt. Der kaledonische Volksname „Epidioi" gehört zu gallisch-britisch „epos" = Pferd. Auf den Hebriden galt der aus Norwegen stammende Clan Mac Leod als den Pferden verwandt. R. Much, Hoops Reallexikon d. Germanischen Altertumskunde 2. Bd. Straßburg 1913—15, S. 306 hat ferner darauf hingewiesen, daß altnordisch „goti" = Roß und der Name von König Gunnars Pferd „Goti" mit den Goten in Verbindung gebracht wurde. „Gutthiuda" deutete man schon in altnordischer Zeit auch als „Pferdevolk".

162) Eine Andeutung bei K. S. Kramer, a. a. O. S. 39. Ich habe die im folgenden ausgeführten Gedanken schon 1933/34 in meiner Habilitationsschrift „Schwerttanz und Männerbund", 11. Kapitel, ausgeführt. Infolge der Kriegsereignisse erschien die schon im Umbruch vorhanden gewesene 4. Lieferung nicht mehr, da der Verlag zerbombt wurde.

163) O. v. Zaborsky-Wahlstätten, Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst, Leipzig 1936, S. 287.

rote Farbspuren gefunden. Schon Zaborsky-Wahlstätten dachte bei farbunterschiedenen Zeichen an dioskurische Erscheinungen. Gerade diese Möglichkeit läßt sich weiter verfolgen.

Die Führer der Sachsen bei der Eroberung Englands hießen den Berichten nach Hengist und Horsa. Beide trugen Pferdenamen; eine an sich schon auffällige Erscheinung, hinter der — wie wir gleich ausführen werden — verbreitete und alte Formen des Glaubens und Brauches stehen. Sollten sich von diesen vor- und frühgeschichtlichen Zeugnissen Fäden zum späteren Volksbrauch ziehen lassen, wäre dies für unsere Frage von großer Bedeutung.

Es gibt nun tatsächlich einige Aufzeichnungen aus Niedersachsen, in denen die gekreuzten Bretter mit den Pferdeköpfen am niedersächsischen Bauernhaus auch so genannt werden wie die einstigen Doppelkönige. Im Dorfe Jevenstedt, einem der ältesten Kirchenorte Holsteins, gab es 1875 an fünf Häusern Pferdeköpfe, deren einer Hengst hießt und der andere Hors[164]. Prof. Richard Haupt, der als zuverlässiger Zeuge betrachtet werden kann, erfuhr bei seinen jahrzehntelangen Studienreisen in Jevenstedt, um 1900, von einem alten Manne über diese Giebelzier wörtlich: „Da waren überall Pferdeköpfe und der eine hieß Hengst und der andere Hors."

Es sieht beinahe zu schön aus, um wahr sein zu können. Ich bekam aber briefliche Nachricht von dem seither verstorbenen Kieler Volkskundler Gustav Friedrich Meyer aus Ratekau bei Lübeck, 1938, und von Otto Huth aus Hermannsburg in der Lüneburger Heide, die ungefähr das gleiche aussagen. Demnach verstärkt sich die Wahrscheinlichkeit, daß nicht bloß eine neuzeitliche Deutung auf Grund der alten Geschichtsquellen vorliegt, sondern eine wirkliche Überlieferung. Wir erinnern uns außerdem, daß die zunächst von Sachsen besiedelte englische Grafschaft Kent das weiße Pferd im Wappen führt.

Der aus Hannover kommende spätere Zweig des englischen Königshauses brachte es als Wappentier abermals mit nach den britischen Inseln. Die Sache hat aber noch ganz andere Hintergründe.

Halten wir fest: Die Sachsen brachen im 5. Jahrhundert n. Chr. unter einem Anführerpaar zur Eroberung Englands auf.

---

164) Protokolle der General Versammlung Deutscher Geschichtsvereine zu Lübeck 1908, Berlin 1908, S. 207; F. Liebermann, Hengist und Hors, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen, begründet von L. Herrig, hg. v. A. Brandl u. O. Schulz-Gora, 81. Jg. 151. Bd., N. S. 51. Bd., S. 79; R. Haupt, Vom Hengst und dem Hors, Die Heimat, Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, 41. Jg. Nr. 1, Kiel 1931, S. 20 f. Jan de Vries, Die beiden Hengest, Zs. f. deutsche Philologie, 72. Jg., 1953, S. 128, tritt für die Beweiskraft dieser Nachricht ein.

Diese trugen Pferdenamen und hatten sicher eine besondere Beziehung zum Pferd, die in den offensichtlichen Kultnamen dieser an sich doch historischen Gestalten zum Ausdruck kam. Die Namen ihrer Nachfahren lauten alle vokalisch an. Vielleicht hatten auch Hengists und Horsas eigentliche Namen vokalischen Anlaut, der nur durch die Kultnamen verdrängt wurde[165]).

Solche doppelte Anführer stehen jedoch bei den Germanen sichtlich in einer Traditionskette. Die langobardische Stammessage berichtet, wie ein Teil des Volkes der Vinnili aus Schonen aufbrach und nach dem Übersetzen der Ostsee auf eine Wandalenschar traf. Einer Kriegslist in der sich da entspinnenden Schlacht verdanken die Vinnili den Namen „Langbärte", den sie von da an führen. Bei diesen noch in das 2. Jahrhundert v. Chr. fallenden Unternehmungen standen beide Gruppen unter je einem Anführerpaar. Bei den Winilern waren es Ibor (Eber) und Aio oder Agjo; der letztere Name bedeute wahrscheinlich die Spitze oder Schneide der Waffe. Die Wandalen aber führten „Assi" und „Ambri". Zu den letzteren sind die Namen der ersten mythischen Menschen zu vergleichen, von denen die Edda berichtet, nämlich „Askr" und „Embla". Beide bedeuten „Holz" und „Pflock". Der spätere wandalische König „Assi" ist eine hypokoristische Bildung für „Aski", und „Embla" muß nach den nordischen Lautgesetzen aus „Ambilo" oder „Ambrilo" entstanden sein.

Bei den Wandalen treten uns aber noch zwei weitere Brüderpaare im Laufe ihrer Geschichte als Anführer entgegen. Im Jahre 171 n. Chr. begegnen wir den aus den gleichen norddeutsch-jütischen Gegenden stammenden Wandalen, wie die später nach England ziehenden Angeln und Sachsen, wieder auf der Wanderschaft. Sie gewinnen jetzt neue Wohnsitze in Dacien. Dabei stehen sie unter der Führung des Brüderpaares „Rhaos" und „Rhaptos". Anscheinend abermals Kultnamen wie bei den Führern der Sachsen, welche England eroberten. Und wieder bedeuten die Namen der wandalischen Herzöge, wie schon 300 Jahre früher, Hölzer! R. Much deutete sie als „Rahe" und „Balken"[166]). Man beachte auch, wie alle diese Namen stabreimen.

Ein drittes Anführerpaar der Wandalen erscheint 270 n. Chr. in leider nur bruchstückhaften Quellen, so daß uns seine Namen nicht überliefert sind[167]).

---

165) N. Wagner, Dioskuren, Jungmannschaft und Doppelkönigtum, Zs. f. deutsche Philologie, 79. Bd., 1960, S. 233. Auf diese wichtige Arbeit machte mich O. Höfler aufmerksam.

166) Raus und Raptus, Zs. f. deutsches Altertum XXXVI, 1892, S. 47—48; ders.: Wandalische Götter, Mitteilungen d. schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde, Bd. XXVII, Breslau 1926, S. 20—41, bes. S. 39.

167) Bei Dexippos und Zosimos; Wagner, a. a. O. S. 239.

Die wandalischen Doppelkönige „Holz“ und „Pflock“ und „Rahe“ und „Balken“ haben eine überraschende Entsprechung in den spartanischen Dioskuren, mit denen sie offenbar urverwandt sind. Von den Griechen haben wir übrigens etliche solcher göttlicher Zwillingspaare überliefert, die Anführer und Begründer von Staatswesen sind. Bei den Thebanern etwa Amphion und Zethos. Die größte Rolle spielten sie aber bei den Spartanern. Dort war das Doppelkönigtum sichtlich eine Dauereinrichtung, nicht nur ein bei Wanderungen und Landnahme hervortretender Typus, wie anscheinend bei den Germanen. Die beiden Herrscher aber galten als Repräsentanten und Abkömmlinge der Zwillingsgötter. In Sparta gab es ein altes Symbol der Dioskuren in Gestalt zweier durch Querhölzer verbundener Balken, der sogenannten „Dokana“. Wenn die Spartaner ins Feld zogen, nahmen sie die beiden Pfähle immer mit, solange beide Könige das Heer begleiteten. Später, als nur ein König sie führte, ließen sie auch den einen Balken zurück[168]).

Diese Holzsymbole der Dioskuren sind auf einer Reihe von Reliefs und anderen Bildern aus Griechenland, Italien und Etrurien zu sehen. Immer sind es zwei aufrechtstehende Pfosten, die oben durch einen Querbalken verbunden sind. Ein zweiter Querbalken darunter, meist im oberen Drittel, verstärkt diese Verbindung (Abb. 51). Es kann der Eindruck eines Tores entstehen oder fast eines Tisches, bei dem die Standpfosten weit auseinandergerückt sind und der zweite Querbalken sich knapp unter dem ersten befindet[169]). Ein Relief aus Sparta setzt den zweiten Querbalken auf die halbe Höhe des Gestelles und läßt von ihm noch zwei kurze senkrechte Balken zum obersten Querbalken aufstreben[170]). An den beiden äußeren Standpfosten ringelt sich je eine Schlange empor, die auch sonst oft auf Dioskurendarstellungen zu finden ist. Z. B. um zwei Amphoren geringelt, als ob sie von darin befindlichen Opfergaben kosten wollten.

In allen diesen Fällen handelt es sich bei den Dokana um, wie es scheint, abstrakte Symbole. Man hat mannigfache Deutungen versucht. Das spartanische Relief mit den zwei zusätzlichen kleinen senkrechten Balken zwischen den beiden waagrechten Hölzern soll von der Fachwerkkonstruktion kommen. So viel ich sehen kann, bildet es jedoch einen Einzelfall, die anderen Bilder kennen nur die beiden Querbalken zwischen

[168]) M. N. Tod, Laconia, Sparta, in: The Annual of the British School at Athens, XIII, Session 1906—1907, London, S. 215, Abb. 214. Hier steht allerdings auch noch je ein Dioskure auf einen Speer gestützt zu beiden Seiten der Dokana.

[169]) Dreimal zu sehen auf Bruchstücken aus der spartanischen Kolonie Tarrent, dazu 2 Reiter und 2 Amphoren. Martin P. Nilsson, Geschichte der Griechischen Religion, München 1941, Tafel 29, Fig. 5.

[170]) Ebda. Fig. 4.

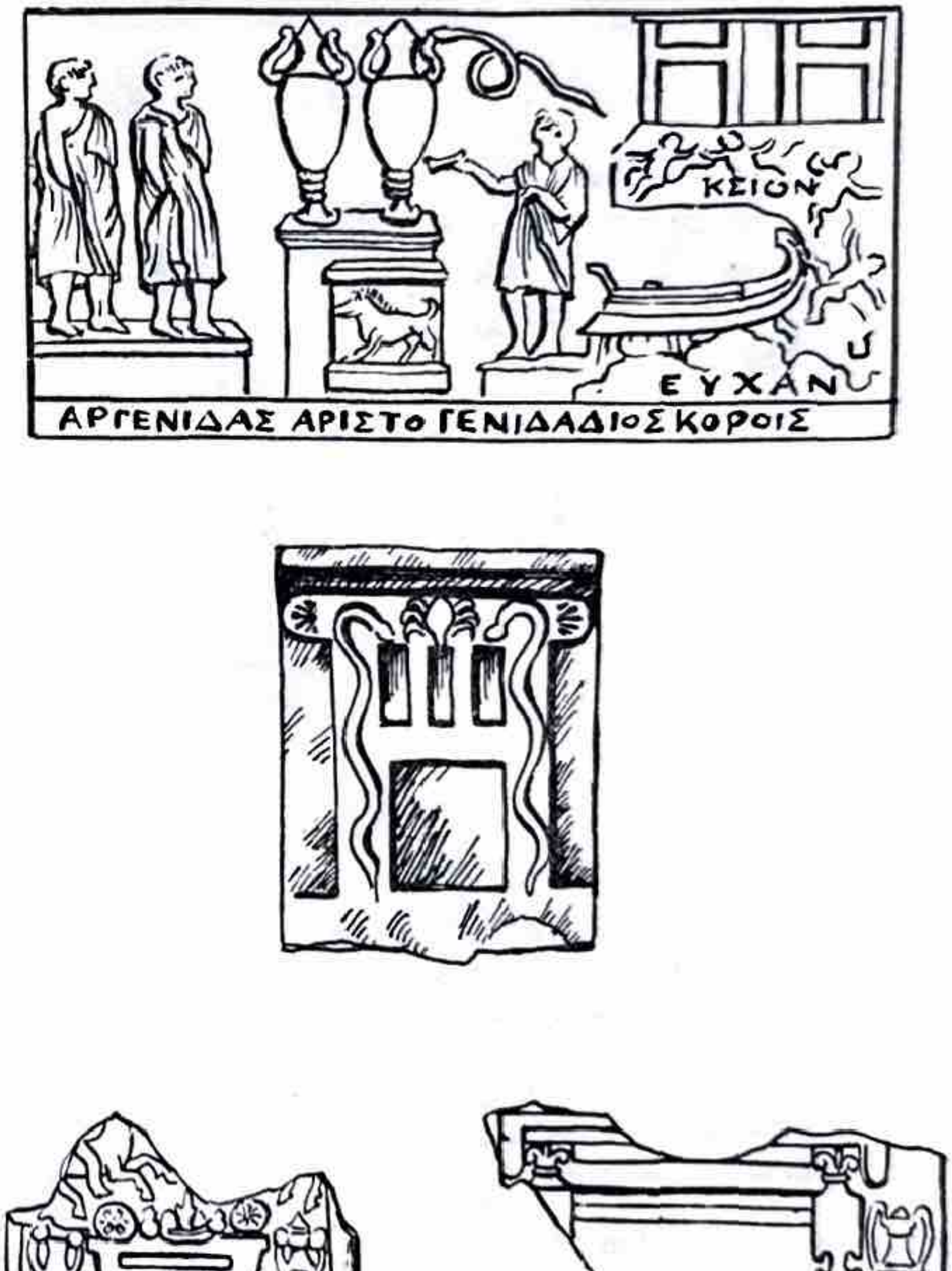
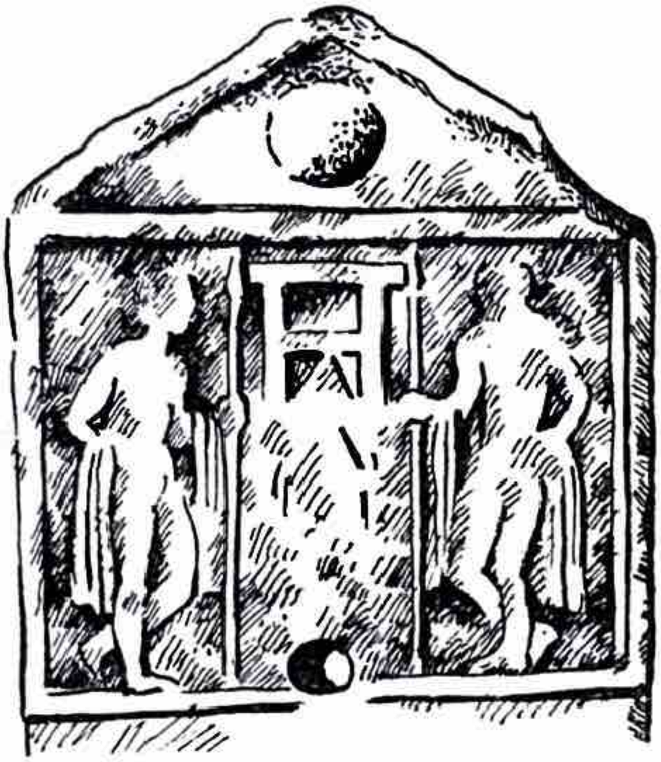


Abb. 51: Darstellungen der Doppelbalken als Symbole der spartanischen Dioskuren.



Dioskuren Sparta

den Außenpfosten allein. Es müßte auch erst festgestellt werden, ob damals schon mit solch entwickelten Fachwerkbauten zu rechnen ist.

Wenn man berücksichtigt, daß in Sparta ein Pfosten zurückgelassen wurde, wenn nur ein König das Heer begleitete, so liegt es wohl am nächsten, in den beiden aufrechten Pfosten Symbole der beiden Herrscher und ihrer göttlichen Ahnherrn zu erblicken. Die beiden Querhölzer sollen dann wohl die enge Verbindung der Zwillingsbrüder veranschaulichen[171]). Für eine solche Deutung sprechen Darstellungen auf etruskischen Spiegeln des 3. oder 2. Jahrhunderts v. Chr.[172]). Auf einer Reihe ganz ähnlicher Stücke finden wir eine vermenschlichte Form des Bildes. Zwei Jünglinge stehen einander gegenüber wie die senk-

171) W. Kraus, Artikel „Dioskuren“, Reallexikon für Antike und Christentum, hg. v. Th. Klauser, Bd. III, Stuttgart 1957, Sp. 1126.
172) A. B. Cook, Zeus, a Study in Ancient Religion, Cambridge 1914—1940, Bd. I, S. 766 f., Fig. 557—559.

rechten Pfosten. Die inneren Arme sind nicht dargestellt. Zwischen den beiden Gestalten bilden aber zwei oder drei waagrechte Balken eine enge Verbindung (Abb. 52). Es ist augenscheinlich, daß hier die Jünglinge die Stelle der Pfosten einnehmen, mit denen also die Dioskuren selbst gemeint sind.

Es gibt noch verschiedene andere Deutungsversuche für die Dokana. O. Huth[173]) faßt sie als Torsymbol auf und erinnert an die verschiedenen Durchgangsriten, auch jene, wo das Tor in eine andere Welt führt. Gleichzeitig verfolgt er noch eine zweite Möglichkeit. Die beiden Zwillingsgötter hatten mit dem Feuer ebenso zu tun wie mit der Sonne[174]). Die indischen Ashvinen besaßen goldene Feuerreibhölzer[175]). Mit ihnen vermochten sie Reichtum, ein weibliches Paar und eine Leibesfrucht zu erzeugen. Der Zeugungsakt wird ja oft mit dem Feuerbohren verglichen. Bei Indern, Griechen und Balten führten die Zwillingsgötter auch die Sonnentochter heim. Sie sind Sonnengeleiter, Lichtbringer. Die Spartaner nahmen das heilige Feuer, das nie verlöschen durfte, ebenso ins Feld mit wie die „Dokana"[176]). Dies alles veranlaßt Huth, in den Dokana möglicherweise auch eine Vorrichtung zum Bohren des magisch und kultisch bedeutsamen Feuers bei der Feuererneuerung, beim reinigenden „Notfeuer" usf., zu erblicken. Das Notfeuerbohren oder -quirlen geschah zum Teil in einem torartigen Gestell: zwei eingerammte Balken sind am oberen Ende mit einem Seil verbunden, etwas unterhalb wird der zu drehende Querbalken eingespannt. Die uns erhaltenen Bilder der Dokana kennen allerdings kein solches Verbindungsseil, sondern der obere Querbalken springt zu beiden Seiten vor, in ihm sind die beiden Standbalken eingelassen. Merkwürdig ist allerdings, daß im späten deutschen Volksglauben das Notfeuer von zwei Brüdern entfacht werden mußte, in einem Fall wird sogar von Zwillingen gesprochen[177]). Zuweilen genügt der gleiche Vorname der beiden.

Hier wäre zunächst zu untersuchen, ob sich auch bei anderen Völkern, welche den Dioskurenmythus kannten, solche Überlieferungen vom rituellen Feuerbohren durch Brüder finden.

---

[173]) „Janus", Bonn 1932, S. 76 u. 84f.; ders.: „Vesta", Leipzig 1943, S. 84f.

[174]) A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers, Gütersloh, 2. Aufl. 1886, S. 68f.

[175]) Rig Veda 10, 184, 3.

[176]) Xen., Resp. Lac. 13, 3.

[177]) Die Belege sind bei H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin 1931, S. 512f. zusammengestellt: Nr. 19 (1783, Mecklenburg), 23 (1791), 31 (1805, Bornum bei Königslutter), 33 (1820, Rennau), 35 (1830, Nordsteimke), 47 (1850, Papenrode), 48 (um 1850, Linau in Lauenburg, hier müssen es Zwillinge sein), 61 (1868, Schwerin), 67 (1905 ?, Westböhmen).

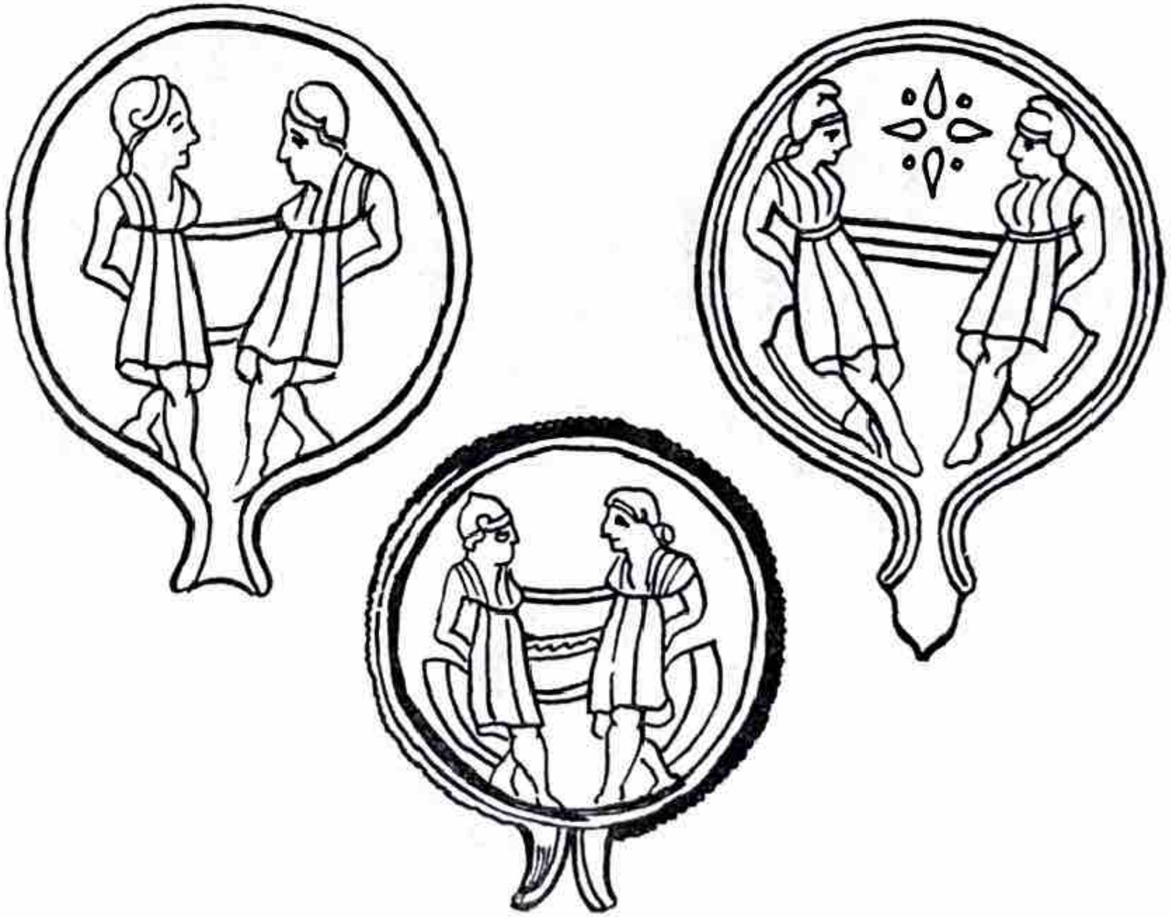


Abb. 52: Dioskuren auf etruskischen Spiegeln

Zweitens aber im größeren Zusammenhang die über die ganze Erde verbreiteten Vorstellungen von der Geburt und dem besonderen Wesen von Zwillingen[178]). Eine solche Geburt setzte nicht nur die Zeugung durch einen menschlichen Vater voraus, sondern auch die Beteiligung eines zweiten, göttlichen Vaters. Davon sind auch die Dioskuren nicht zu lösen. Auch in der griechischen Überlieferung galt Kastor als Sterblicher, sein Zwillingsbruder Polydeukes aber als unsterblicher Göttersohn. Trotzdem werden sie beide als „Söhne des Zeus" betrachtet und vergöttlicht. Auch das ist kein Einzelfall. Auf ursprünglicher Stufe betrachtete man Zwillinge überhaupt als mit besonderen Kräften begabt. Hier reiht sich wohl die Nachricht von den Zulus ein, daß in der Schlacht immer ein Zwilling der Anführer sein muß[179]). Das bei den indogermanischen Völkern sehr ausgeprägte Doppelkönigtum ist wohl die deutlichste Verkörperung solchen Glaubens. Auch magische Kräfte werden Zwillingen zugeschrieben. Hier reiht sich wohl das Notfeuerbohren an. In den „Dokana" allerdings haben wir sichtlich nicht bloß ein Werkzeug vor uns, sondern eine symbolische Verkörperung der beiden Brüder selbst. Darum nahm man ja auch nur einen Balken mit, wenn nur ein König das Heer begleitete. Mit dieser einen Hälfte ließ sich aber auch kein Feuer mehr in der beschriebenen Weise bohren.

Nicht nur bei den Spartanern scheinen die Doppelgötter und ihre Repräsentanten auf Erden durch hölzerne Sinnbilder verkörpert worden zu sein. Von den Germanen ist es uns zwar nicht ausdrücklich überliefert, aber die Stammesfürsten, welche die Zwillinge vertreten, haben immer wieder Namen wie „Balken", „Pfahl", „Rahe" usf. Es liegt nahe, das auf entsprechende Bilder zu beziehen[180]). Noch im späten norwegischen Volksbrauch finden wir untereinander verbundene Doppelstöcke mit mythischen Namen verbunden[181]). Sie heißen „Gullmund Gjardstaur und „Gjertrud Gardrå". „Staur" bedeutet Stab,

---

[178]) Vgl. darüber L. Sternberg, Der antike Zwillingskult im Lichte der Ethnologie, Zs. f. Ethnologie, 61. Jg., Berlin 1929, S. 152—200; A. H. Krappe, Zum antiken Zwillingskult im Lichte der Ethnologie, ebda. 66. Jg. 1935, S. 187—191; ders.: Mythologie Universelle, Paris 1930, 4. Kap., Le Dioscurisme; J. Rendel Harris, Boanerges, Cambridge 1913; Jane E. Harrison, Mythology and Monuments of Ancient Athens, London 1890, S. 150 ff.; J. v. Negelein, Die abergläubische Bedeutung der Zwillingsgeburt, Archiv f. Religionswissensch. V, 1902, S. 271 ff.; K. Jaisle, Die Dioskuren als Retter zur See bei Griechen und Römern, Diss. Tübingen 1907 usf.

[179]) Sternberg, a. a. O. S. 170.

[180]) Vgl. auch R. Meringer, Indogermanische Pfahlgötzen, Wörter u. Sachen, 9. Jg. 1926, S. 107 ff.

[181]) Im Osterbrauch, aber mit Entsprechungen zu Jul und Fastnacht. N. Lid, Joleband og Vegetasjonsguddom, Skrifter av det Norske Videnskaps-Akademi II. Hist. Filos. Kl. 1928, Nr. 4, Oslo 1928, S. 57.

Stock, und „Rå" Rahe, was sich dem alten „Rhaos" vergleicht. Wobei der Beiname „Gjertrud" bloß dem einen Zeitpunkt des Brauches entstammt (17. März, Gertrud), also kein weibliches Wesen meint. „Gudmund i Gardstaur" führt nach norwegischem Volksglauben auch das Totenheer „Oskoreien" an, das zu Weihnachten umherzieht. Er ist jedenfalls eine alte mythische Gestalt. Schon die Heidreksage erwähnt ihn als Herrn des Totenreiches. Eine solche dunkle Seite fehlt auch den sonst meist so strahlend hellen Dioskuren nicht. Es gibt Überlieferungen, nach denen sie zwei Bereichen angehörten, dem himmlischen und dem irdischen, einem hellen und einem dunklen. Der Grund liegt hier sichtlich nicht in lunaren Vorstellungen, sondern in ihrer halb menschlich-sterblichen, halb göttlich-unsterblichen Herkunft durch Doppelzeugung. Daß Schlangen mit ihnen abgebildet werden konnten, deutet auf die chthonischen Beziehungen, die bis zum Grabkult reichen.

Die Berechtigung, auch norwegische Überlieferungen heranzuziehen, ergibt sich aus dem Nachweis von Magnus Olsen[182]), der das männliche Götterpaar auch in Südostnorwegen festgestellt hat. Er wies auch deren offenbare Beziehungen zur lugisch-wandalischen Kultgemeinschaft nach, deren Hauptheiligtum zuletzt der Zobtenberg in Schlesien war. Hier wurden nach Tacitus (Kap. 43) Götter verehrt, welche Castor und Pollux entsprachen und „Alken" genannt wurden. Also die göttlichen Zwillinge hier bei den Germanen in direkter Bezeugung, während sie uns sonst nur im Spiegelbild ihrer menschlichen Repräsentanten als Doppelkönige entgegengetreten waren[183]).

Sowohl diese Zwillingsgötter wie ihre Vertreter auf Erden erscheinen jedoch nicht nur mit Holzidolen verbunden. Die zweite Hauptbeziehung ist ein ganz enges Verhältnis zum Pferd. In Sparta nannte man sie „Leukopoloi" (λευκόπωλοι), Besitzer weißer Pferde, und in Theben führten sie den Kultnamen „Leuko polo to Dios" (τὼ λευκὼ πώλο τὼ Διός), die beiden weißen Füllen des Zeus. Also selbst weiße Rosse, nicht bloß Reiter. Ein elisches Zwillingspaar wurde als „Leukippoi" (λεύκιπποι) bezeichnet, was ebenfalls auf den Pferdecharakter hinweist[184]).

Die gleiche Verbindung finden wir bei ihren indischen Entsprechungen, den „Ashvinau". Der Name bedeutet die beiden „Pferdeherrn" (Ashva, Pferd). Auf einem von weißen Hengsten

---

[182]) Hedenske Kultminder i norske stedsnavne, ebda. 1914, Nr. 4, Kristiania 1915.

[183]) Auf bronzezeitlichen Felsbildern Schwedens sowie einem Bronze-Rasiermesser aus Jütland sind die göttlichen Zwillinge jedoch bei den Germanen schon viel früher nachzuweisen. H. Naumann, Neue Beiträge zum altgermanischen Dioskurenglauben, Bonner Jahrbücher, Heft 150, 1950, S. 91 ff.

[184]) Pauly-Wissowa, Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, 9. Halbband, 1903, S. 1087 ff.

gezogenen goldenen Wagen stürmten sie dahin über den Himmel, verscheuchten die Dunkelheit und führten „Sûryâ", die Sonnentochter, heim. Ihre Bezeichnung „divo napâtas", Söhne des Himmels, deutet eine ähnliche Herkunft an, wie bei den Griechen der Dioskurenbeiname „Dios kouroi" (Διὸς κοῦροι), Zeussöhne. Also Abkömmlinge des obersten Himmelsgottes. Auch bei den Indern fehlt aber ein Hinweis auf Pferdegestaltigkeit nicht. Es wird berichtet, die unsterbliche „Saranyû" habe sie als Stute geboren. Man verglich die Ashvinen außerdem mit goldfarbigen Schwänen.

Schließlich finden wir Anspielungen auf die Pferdegestaltigkeit noch bei baltischen Völkern. Bei den Letten gibt es die göttlichen Brüder als „dieva deli" und bei den Litauern als „dievo sunelei"[185]). Auch hier sind es jugendliche, weiße Gottessöhne, die um die Sonnentochter werben. Sie hatten Rößlein, vereinzelt erschienen sie auch selbst als solche. Darauf deuten auch Bezeichnungen wie „Gottes Pferde". Im germanischen Bereich ist auf „Hengist" und „Horsa" hinzuweisen. Entsprechungen, die kein Zufall sein können[186]).

Die Dioskurenfrage gehört an sich zu den besonders verwickelten und schwierigen. Es spielen hier weit mehr Zusammenhänge herein, als bei unserem Sonderproblem aufgerollt und besprochen werden können. Immerhin ist es auch für uns eine Tatsache ersten Ranges, daß die göttlichen Zwillingsbrüder zu den ganz alten Teilen unserer Überlieferung gehören. Wie N. Wagner[187]) dargetan hat, kann man mit voller Sicherheit von einem alten Kult der Zwillingsgötter bei den Balten, Germanen, Römern, Griechen und Indo-Iraniern sprechen. Die Latino-Falisker und Kelten hatten ihn vielleicht (die keltischen Nachrichten können auch auf germanische Einflüsse zurückgehen), möglicherweise hatten ihn auch die Veneter und Slawen. Wobei die slawischen Spuren die schwächsten sind.

Trotz dieser Unterschiede in der Sicherheit der direkten Nachweise sind die Forscher jedoch übereinstimmend der Ansicht, daß es sich beim Dioskurenglauben und Kult im Kern um ein Erbstück aus indogermanischer Zeit handeln muß. Man kann gleich hinzufügen, das einzig sichere, außer dem gemeinsamen

---

185) Mit Hilfe von Volksliedern führte W. Mannhardt, Die lettischen Sonnenmythen, Zs. f. Ethnologie VV, 1875, bes. S. 305 ff., diesen Nachweis.

186) Dies wirkt noch in christlicher Zeit nach. Die Zwillingsbrüder Kosmas und Damian, Heilige, die besonders als ärztliche Helfer erscheinen, zeigen sich dioskurisch beeinflußt. Von ihnen heißt es sogar oft: „statim apparuerunt in habitu equitum". Naumann, a. a. O. S. 99. Weitere Beispiele bei W. Kraus, vgl. Anm. 171.

187) Dioskuren, Jungmannschaften und Doppelkönigtum, Zs. f. deutsche Philologie, 79. Bd., 1960, S. 4.

Glauben an einen Himmelsgott. Daraus erhellt schon ihre Wichtigkeit.

Trotzdem der Glaube an die Zwillingsgötter in der Zeit, die uns deutlichere Nachrichten bringt, sichtlich schon etwas zu verblassen begann, läßt sich immer noch erkennen, daß sie eine große Rolle spielten. Der älteste geschichtliche Beleg ist ein Vertrag aus der Zeit um 1350 v. Chr. zwischen einem Hethiterkönig und der indischen Herrenschichte der Mitanni, der außer den Ashvinen auch einige weitere indische Götter als Zeugen anruft. Wie wichtig die Ashvinen den Indern waren, geht daraus hervor, daß sie die im Rig Veda am häufigsten angerufenen Gottheiten sind. Rund 50 an sie gerichtete Hymnen sind erhalten und ihr Name erscheint in den Veden über vierhundertmal[188]). Sie waren sichtlich auch den Iraniern bekannt. Bei den Spartanern waren Kastor und Polydeukes geradezu die Nationalgötter. In Italien gehörten die Tuskulaner zu ihren besonderen Verehrern, aber auch in Rom findet sich ihr Heiligtum innerhalb der alten sakralen Stadtgrenze. Von den am Ozean wohnenden Kelten berichtet Timaios von Tauromenion[189]), daß sie von allen Göttern am meisten die Dioskuren verehrten. Wie weit bei dieser Nachricht germanischer Einfluß vorliegt, ist nicht entschieden. Daß sie auch bei den Germanen höchst wichtige Gestalten waren, ließen die bisherigen Ausführungen schon erkennen. Ferner ist es sicher von Bedeutung, daß die spartanischen Königshäuser ihren Stammbaum auf die Zwillingsbrüder zurückführten, ein argivisches Geschlecht sie als Ahnherrn betrachtete und vedische Geschlechter sie als Verwandte bezeichneten. Bei den Germanen trafen wir innerhalb von 700 Jahren fünfmal eine Zweizahl von Anführern, offenbar als Repräsentanten dieser Götter. Dazu kommen noch weitere Möglichkeiten[190]).

Diese Erscheinung hat nicht nur religiöse, sondern offenbar auch besondere soziologische Hintergründe. In seiner Arbeit „Dioskuren, Jungmannschaften und Doppelkönigtum" hat N. Wagner diese zu erhellen versucht. Seiner Auffassung nach stand der Abschnitt des Jünglingszeitalters unter dem Schutze der Dioskuren. Sie waren auch die Schirmherrn der bündischen Jünglingsgemeinschaften. Als Wanderungen zu neuen Wohnsitzen von Teilen der Jungmannschaft infolge von Über-

---

188) ebda. S. 1.

189) bei Diodor 4, 56; Wagner, a. a. O. S. 3.

190) H. Naumann, a. a. O. S. 97 verweist auch auf die dänischen Doppelkönige Dan und Daup; Rigsthula Str. 49. Im Stammbaum der alten schwedischen Ynglingenkönige erscheinen sogar 10 königliche Brüderpaare göttlicher Herkunft. Der Stabreim ihrer Namen verbindet sie wie der „archaische obere Querbalken" der Dokana (Naumann).

völkerung der alten Heimat faßt Wagner die Züge auf, bei denen uns die Doppelkönige im germanischen Bereich entgegentreten. Bei den Winilern kann er sich dabei auf direkte Aussagen der Stammessage stützen. Es ist verständlich, daß bei Unternehmen der Jungmannschaft deren göttliche Schirmherrn und ihre irdischen Repräsentanten im Vordergrund stehen. Nach dem Seßhaftwerden erfolgt in der nächsten Generation der nunmehr ein neues Volk bildenden Neusiedler wieder der Übergang zur Einherrschaft. Die göttlichen Zwillinge behielten zwar ihre Rolle für die Altersklasse der Burschen, aber der oberste Göttervater nimmt nun wieder die erste Stelle ein. Das bedeutet keinen eigentlichen Gegensatz, denn die Dioskuren gelten als Söhne des obersten Himmelsgottes, bei den Germanen früher *Tīwaz, später Wodan. Wie O. Höfler überzeugend dargetan hat[191]), war Wodan der Gott der Männerbünde. Die sonst nur schwer gedanklich auf einen Nenner zu bringenden Eigenschaften des Gottes lassen sich aus dieser soziologischen und kultischen Struktur verstehen. Der Ausdruck Männerbund muß hier als Gesamtbegriff betrachtet werden, der alle Verbände, insbesondere jene der Erwachsenen umgreift. Die Altersklasse der Jünglinge konnte sichtlich auch unter dem Schutze der Söhne des obersten Bundesgottes stehen. Auch dies hat Höfler bereits gesehen und angedeutet[192]). Der sich daraus ergebende zweiteilige Aufbau auch der Jünglingsverbände, die trotzdem nach außen hin eine Einheit bildeten, gibt die Erklärung für viele Erscheinungen, die uns im Volksleben noch später Zeiten entgegentreten. Die näheren Ausführungen dürfen wir von O. Höfler erwarten.

Für eine solche Deutung könnte es auch sprechen, daß Ambri und Assi von Paulus Diaconus ausdrücklich als „duces", Anführer, bezeichnet werden und nicht als Könige. Das dreimalige Auftreten von Doppelführern bei den Wandalen kann ein Doppelkönigtum auch als Institution bedeutet haben. Ein solches hatten die Spartaner ja unzweifelhaft. Wagner faßt es allerdings als die feste Form auf, in der das Königsgeschlecht der alten Achäer und jenes der einwandernden Dorer miteinander in eine dauernde Verbindung gebracht wurde. Beim Kultverband der Lugier, zu dem auch die Wandalen gehörten, standen die göttlichen Zwillinge nach dem Zeugnis des Tacitus offenbar im Mittelpunkt der Verehrung. Daher könnte bei ihnen ein echtes Doppelkönigtum auch angenommen werden. Ebenso nach dem Zeugnis des Ynglingatal und Snorris Ynglingasaga bei den Schweden.

---

191) Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt a. M. 1934, S. 269 f., 312 f.

192) ebda. S. 330 f., Anm. 159 b.

Wie dem auch sei, für unseren Zusammenhang ist es wichtig, daß zwischen den göttlichen Brüderpaaren und ihrem Vater, der obersten Gottheit, engste Wesensbeziehungen bestanden. Die Schirmherrschaft einmal der Söhne, einmal des Vaters bedeutet keinen entscheidenden Gegensatz.

Aus der neueren Volksüberlieferung ist hier noch ein bemerkenswertes Beispiel aus dem Bundesbrauchtum anzuführen. In Södermanland, südlich von Stockholm, ist vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis 1820 der Auslesebund der stärksten Burschen von Oeja nachzuweisen. Ein ähnlicher bestand früher auch in Västermo[193]). Beide Gruppen sollen gegen Fremde zusammengehalten haben. Von den Oeja Busar oder Bussar haben wir ziemlich gute und ausführliche Nachrichten. Ihre Tracht war aus Tierhäuten gefertigt, die Mütze aus Bärenfell. Sie hatten zwei Holzkeulen von drei Fuß Länge, welche „vrenske" und „fölunge" hießen, also Hengst und Fohlen. Noch im 19. Jahrhundert hieß es, daß sie diese Stöcke Fremden ungern zeigten. Was darauf schließen läßt, daß sie eine besondere Bedeutung besaßen. Die Pferdenamen sind wohl von einer entsprechenden schnitzerischen Ausgestaltung der Stöcke abzuleiten. Hier hätten wir also noch im vorigen Jahrhundert zwei pferdegestaltige Holzidole im Brauchtum eines Jungmännerbundes. Somit den Zusammenhang von Holz, Pferd und Schwurbrüderschaft. Diese leitete sich übrigens von einem mythischen Bundesherrn, dem „Bussfar" (Vater der Bussar), ab, der als bärtiger Männerkopf auf einem Runenstein dieses Gebietes abgebildet ist.

Die göttlichen Brüder der indogermanischen Überlieferung erscheinen immer wieder mit der weißen Farbe, dem hellschimmernden Licht, der Sonne und dem Himmelsgott verbunden. Ich erwähnte schon, daß ihnen aber auch eine dunkle Seite nicht ganz fehlt. Hier ließen sich die allerdings wenigen Nachrichten anschließen, daß ein Giebelschwan weiß und der andere schwarz bemalt war, und ähnlich bei einem Paar von Giebelpferden. Es gibt aber schon altgriechische Vasenbilder, welche einen der Dioskuren auf einem weißen, den anderen auf einem schwarzen Hengst reitend zeigen[194]). Für die vermutete Ver-

---

193) R. Dybeck, Oeja Busar, Runa 1865, S. 94 ff., 1874, S. 14 ff.; H. Ekerot, När den siste Oeja-Busse-Kung blef skjuten Sörmlandsposten, Julnummer 1906. Auf diesen Bund wies bereits S. Erixon hin, „Ynglingalaget. En gengångare i Samhället", Fataburen 1921, S. 122 f. Die Erscheinung ist näher besprochen im nicht mehr gedruckten Teil meines Buches „Schwerttanz und Männerbund", 12. Kapitel, verfaßt 1934. O. Höfler behandelte sie im 1. Band des Werkes über das germanische Sakralkönigtum: „Der Runenstein von Rök und die germanische Individualweihe", Tübingen 1952, S. 304 ff., 324 f. Wir stießen beide, angeregt von S. Erixon, schon unabhängig voneinander zu Anfang der dreißiger Jahre auf diesen Bund.

194) Pauly-Wissowa, a. a. O.; N. Wagner, a. a. O. S. 9.

bindung der Zwillingsgötter mit unseren paarigen Giebelzeichen könnte es vielleicht auch sprechen, daß die Dioskuren an einem alten ionischen Tempel zu Lokroi als Giebelfiguren verwendet wurden.

In den Mythen der Dioskuren spiegelt sich offenbar eine Entwicklung von der Tiergestaltigkeit zur Menschengestaltigkeit. Zuletzt sind sie rossetummelnde Jünglinge, zumindest bei Griechen, Indern und Balten. Das Reiterstadium ist anscheinend die jüngste Stufe der Entwicklung. Entsprechend dem Lauf der Geschichte ging ihr eine Zeit voran, in welcher sie als Wagenlenker erschienen. Da sie selbst aber noch deutliche Hinweise auf Tiergestaltigkeit aufweisen, darf man in ihnen sogar noch früher ein Rossepaar erblicken.

Der Name „Alces" bei den Naharnavalen für diese Doppelgottheit wird von H. Rosenfeld[195]) mit einer bei den Germanen älteren Schichte von Elch-Gestaltigkeit verknüpft. Es spricht viel dafür, daß bei den Germanen eine Elchzucht, später auch eine Hirschzucht, der Pferdezucht voranging und daß diese Cerviden auch als Zug- und Reittiere verwendet wurden[196]). Auf den bronzezeitlichen Felsbildern wird sogar die Sonnenscheibe mehrmals als von Elchen gezogen dargestellt[197]). Auf den Felsritzungen im Val Camonica sehen wir ferner vor das Sonnenrad gespannte Hirsche[198]). Welche Verbindungsmöglichkeiten zum keltischen Gott mit dem Hirschgeweih bestehen, dem „Jupiter Cernunnus", kann hier nicht erörtert werden. Auch diese Gestalt hat ja im übrigen Parallelen, die weit nach Asien reichen. Es scheint aber bemerkenswert, daß Cernunnos z. B. auf dem Altar von Paris mit den göttlichen Zwillingen Castor und Pollux verbunden ist[199]). Von diesen Hirschbeziehungen könnte auch Licht auf die Hirschgeweihe als Giebelzeichen fallen. Das gezackte Geweih würde dann nicht nur wegen seiner Gestalt

---

[195]) Die wandalischen Alkes „Elchreiter", der ostgermanische Hirschkult und die Dioskuren, Germanisch-Romanische Monatsschrift, 18.Jg., 1940, S. 245—258; ders.: Germanischer Zwillingsgottkult und indogermanischer Himmelsgottglaube. Elch, Hirsch und Pferd in der iranischen Mythologie; in: Märchen, Mythos, Dichtung, Festschrift für von der Leyen, München 1963, S. 269—286.

[196]) Zur Frage der Hirschzucht jetzt auch B. Brentjes, Cervinae, Festschrift F. Hančar, Mitteilungen d. Anthropolog. Gesellsch. in Wien, 92. Bd., 1962, S. 35—46; ferner F. E. Zenner, A History of Domesticated Animals, London 1963.

[197]) A. Nordén, Felsbilder der Provinz Ostgotland, Hagen 1923, Tafeln 4, 3; 5, 6, 9/10.

[198]) Altheim-Trautmann, Neue Felsbilder in der Val Camonica, Wörter und Sachen NF 1, 1938, S. 24 ff.; vor das Sonnenrad gespannte Hirsche auf schwedischen Felszeichnungen bei O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt a. M. 1934, Abb. 61a—c, 62; Nordén, Tafel 4, 3.

[199]) Jan de Vries, Keltische Religion, Stuttgart 1961, S. 104.

als Blitzabwehr gewählt sein, sondern es könnten auch ältere Parallelbeziehungen zum Pferd in der mythischen Schichte bestehen.

Im 43. Kapitel der „Germania", wo Tacitus den Kult der Zwillingsgötter bei den Nahanarvalen überliefert, berichtet er von ihrer Verehrung in einem heiligen Hain und fügt die Worte hinzu, „es gibt keine Bilder von ihnen" (nulla simulacra). Das würde unseren Erwägungen, ob die beiden Pferde an den Hausgiebeln mit dem Brüderpaar zu tun haben, entgegenstehen. Doch ist die Angabe des Tacitus mit Vorsicht aufzunehmen[200]). Nicht allein die unzweideutigen griechischen Zeugnisse sprechen für hölzerne Symbole, auch bei den Germanen gibt es Spuren von Pflockverehrung, wie Much gezeigt hat[201]). W. Koppers verweist auch auf die mythologische Bedeutung des Pfahles, an den die Pferde gebunden wurden[202]). Und daß germanische Brüderpaare wie Rhaos und Rhaptos, Assi und Ambri nach Hölzern benannt sind, spricht stark dafür, daß auch die Germanen hölzerne Symbole für sie kannten[203]).

Auch die weiße Farbe war den germanischen Dioskuren offenbar eigen. Der Name von Hengists Tochter, welche mit dem britischen König Vortigern vermählt wurde, lautet in keltischer Überlieferung „Rowenna", die „Weißmähne". Der Sohn des Hengest aber soll den Beinamen „Aesk" (Oisc) geführt und Hengests Geschlecht danach „Aeskingas" geheißen haben. Hier taucht abermals Assi-Aski auf, der Name bereits eines der wandalischen Dioskuren, der Holzpflock bedeutete. Dies scheint mir sehr bemerkenswert. Einerseits schlägt es eine Brücke zwischen den dioskurischen Anführerpaaren zweier verschiedener germanischer Völker. Andererseits tritt bei Hengist und seinem Sohn die Verbindung Pferd und Holz hervor, wie sonst kaum ähnlich direkt in Germanien.

Die spartanischen Holzsymbole der Dioskuren scheinen eher abstrakt gewesen zu sein. Jedenfalls ist von einer Ausformung in Pferdegestalt nichts überliefert. Andererseits liegt dergleichen

---

200) R. Much, Die Germania des Tacitus, Heidelberg 1937, S. 127 f., 381.

201) ders.: Wandalische Götter, S. 37.

202) in: Anthropos 24, 1929, S. 1080.

203) Beda Venerabilis (I, 36) erzählt übrigens, daß Horsa ein „monumentum" hatte, „suo nomini insigne". Es lag bei Horsted (älter „Horsanstede", Stätte des Horsa); de Vries, Die beiden Hengest, a. a. O. S. 127. Man nimmt an, es sei ein Steinhaufen gewesen. Wenn es ein Zeichen von Horsas Namen war, ist aber ein im Haufen steckendes Holzsymbol höchst wahrscheinlich. Vielleicht hatte es sogar Andeutungen der Pferdegestalt, wenn man die lateinische Angabe wörtlich nehmen darf.

recht nahe, zumal im volklichen Bereich[204]). Es muß auch nicht überall eingetreten sein. Auch Unterschiede nach Zeitschichten ließen sich denken. Jedenfalls sind Holzsymbol und Pferdegestaltigkeit bei den Dioskurenvorstellungen verschiedener Völker in einer Weise miteinander verknüpft, daß eine dioskurische Deutung der paarigen Giebelzeichen mit guten Gründen ernsthaft in Erwägung gezogen werden muß. Auch das Merkmal einer guten Hypothese, daß viel durch sie zwanglos erklärt werden kann, trifft zu.

---

204) Die Verbindung von hölzernem Stock und meist geschnitztem Pferdekopf ist an sich im Brauchtum durchaus geläufig. Hier dient sie zur Herstellung der Pferdemasken und ist zunächst technisch bedingt. Die Möglichkeiten sind verschieden. Der Typus des Steckenpferdreiters kommt der ursprünglichen Idee vielleicht am nächsten. Er ist heute in Indien und seinen Ausstrahlungen nach Indonesien vielleicht häufiger vertreten als in Europa, wo er jedoch auch noch auftritt. Bei ihm ist eine glaubensmäßige Seite vorhanden. Das bewiesen schon die althochdeutschen und altnordischen Hexennamen, welche vom zaubrischen Ritt auf dem Stabe abgeleitet sind. Vgl. dazu L. Weiser, Zum Hexenritt auf dem Stabe, Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, Festschrift für Marie Andree-Eysn, München 1928, S. 64 ff.
Auch die indonesischen Steckenpferdreiter erleben in der Ekstase den Luftritt. Holz und Pferd bilden eine verlebendigte Einheit. Beim Typus des dreibeinigen Tieres, das von einem einzigen Träger dargestellt wird, sitzt der Kopf am oberen Ende eines Stockes, den der gebückt gehende und durch einen Überwurf verdeckte Mann als drittes Bein und Stütze verwendet. Stecken zwei oder mehrere Burschen unter dem Umhang, hält der vorderste von ihnen den aus der Hülle herausragenden Kopf an einem mehr waagrecht gehaltenen Stock. Die Drei-, Sechs- oder Achtbeinigkeit solcher Tiere reicht gleichfalls ins Geisterhafte und Mythische. Schließlich ist die schon auf altgriechischen Vasenmalereien bezeugte und in Europa heute besonders häufige Art des Rößlreitens mit einer umgehängten Attrappe auch an ein Holzgestell gebunden, das der Mann um die Leibesmitte befestigt hat. Der Rößlreiter ist bemerkenswert oft der Anführer einer ganzen Umzugsschar. Zuweilen kommen auch zwei Pferdchen vor, sogar Schimmel, wie beim Nikolausspiel in Mitterndorf (Salzkammergut), beim Rößchentanz Siebenbürger Zünfte, den ich in Keisd und Agnetheln aufzeichnete usf.
Über die Pferdemasken in Europa berichtete ich im Juni 1967 zusammenfassend in einem Vortrag in der „Akademischen Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde“ an der Wiener Universität. Mit diesen Bräuchen befasse ich mich ja auch schon seit bald vier Jahrzehnten. Frühere Teilveröffentlichungen sind die Arbeit „Robin Hood und Hobby Horse“ a. a. O. 1932 und das Kapitel „Dämonentier und Tiervermummung“ meines Schwerttanzbuches, von dem allerdings nur mehr der Anfang 1937 in der 3. Lieferung erschien. Ob die im Brauchtum schon seit alters (antikes Griechenland) vorgegebene Verbindung von Holzpflock und Pferdebild das Entstehen unserer Giebelzeichen und ein Hineinsehen dioskurischer Gestalthaftigkeit erleichterte, läßt sich nur vermuten. Allerdings werden auch andere Dämonentiere (Böcke, Esel) im Brauchtum ähnlich dargestellt. Sie verschwimmen freilich oft auch in ihrem Aussehen. Die Benennung gibt nicht immer den Ausschlag.

Einen weiteren Schritt in der angenommenen Richtung ermöglichen Glaubensvorstellungen. Die indischen Ashvinen wurden auch „Nasatiau" genannt, das heißt, „die beiden Retter"[205]. Einen entsprechenden Namen kennen auch die Iranier. Die Griechen nannten sie „Soteres" (σωτῆρες), was gleichfalls die Retter, Schützer bedeutet. Hier kann sich auch der Dioskurenname der Naharnavalen „Alci" einreihen. Bei seiner Deutung stehen einander zwei Auffassungen gegenüber. Die eine als „Elche" wurde bereits erwähnt. Die andere leitet den Namen von germanisch *algôn ab, das „schützen" bedeutet[206]. Dem entspricht angelsächsisch „ealgian", griechisch „alke" (ἀλκή). Auch sie wären dann die „Abwehrer, Beschützer". Das ist umso wahrscheinlicher, als Tacitus durch die Worte „ea vis numini" die gleichartige Betätigung von Alci und Dioskuren gegenüber ihren Verehrern feststellt. Darum nennt R. Much sie auch ausgesprochene Nothelfer und Schutzgötter[207]. Das würde aber auch auf das beste mit dem Volksglauben übereinstimmen, der mit den paarigen Pferdeköpfen an den Hausgiebeln verbunden ist. Auch sie sollen in erster Linie schützen und Unheil abwehren.

Die Untersuchung ließe sich weiterführen über die langhaarigen wandalischen Könige der Hazdingi, die norwegischen Haddingjar, die auch als Zwillinge auftreten und Herren der Unterwelt sind, und die gleichfalls zu ihnen gehörigen Harlungen der deutschen Heldensage. Wobei das lange Haar nicht nur Herrschermerkmal ist, sondern auch mit Pferdemähnen zusammenzuhängen scheint.

Aber ich will abbrechen. Weit hat der Weg ohnedies schon in die alten Mythen geführt, wohin vielleicht nicht jedermann zu folgen gewillt ist. Eines wurde aber wohl deutlich: wie viele Rätsel, aber auch Möglichkeiten zu überraschenden Einsichten in dieser vielschichtigen Erscheinung stecken, wenn sie in möglichst umfassender räumlicher Übersicht und zeitlicher Tiefenlotung angepackt wird. Ja sogar bei den so verschiedenen Formen der gegenständigen Giebelzeichen wie Pferde, Schwäne und Hirschgeweihe ergibt sich nicht nur Funktionsgleichheit, sondern es deuten sich auch Zusammenhänge im Mythischen an, zumal zwischen den Schwänen und Pferden. Hier könnte sich auch ein Ring schließen.

Natürlich können nicht alle Zeit- und Raumbilder zur vollen Deckung gebracht werden. Daß die pferdegestaltigen Giebel-

---

205) N. Wagner, a. a. O. S. 1.
206) R. Much, Germania S. 381.
207) Als himmlische Helferbrüder in Seenot erscheinen sie auch auf den bronzezeitlichen Felszeichnungen von Hvitlycke und Fiskeby-Ekenberg in Schweden. Ganz entsprechend dem sogenannten Homerischen Hymnus an die Dioskuren. Naumann, a. a. O. S. 91—93.

zeichen heute in der Romania fehlen, läßt sich vielleicht mit dem Verschwinden des Holzbaues schon seit alter Zeit erklären. Die Felsbilder im Val Camonica kannten sie noch, also wenigstens im norditalischen Alpengebiet. Das Schwergewicht der hölzernen Giebelpferde liegt heute im deutschsprachigen Raum.

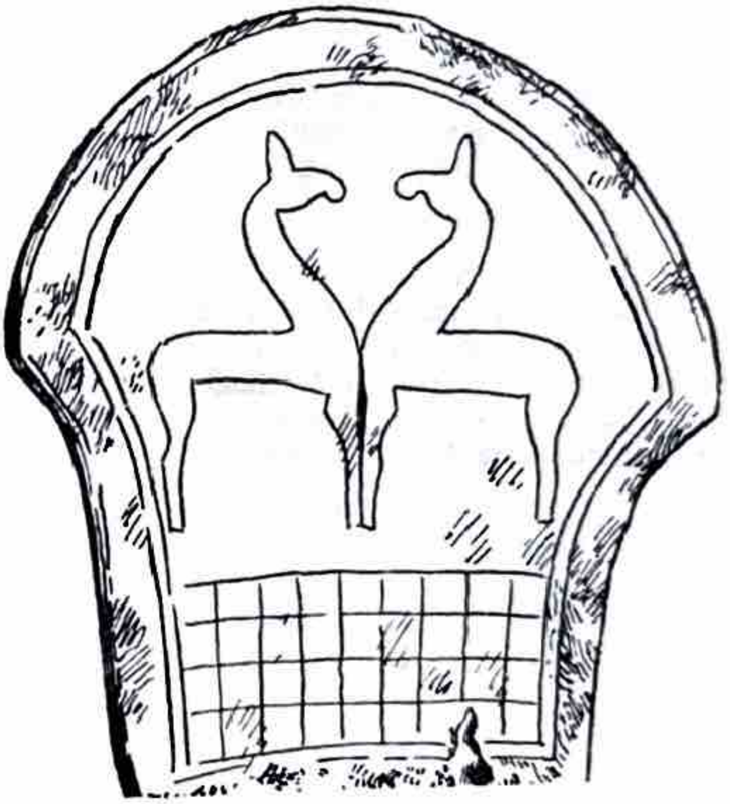


Abb. 53: Grabstein von Eskelhem, Gotland

In Skandinavien sind sie dagegen schütterer, obwohl sie nicht fehlen und alt bezeugt sind, England bildet heute einen weißen Fleck. Hingegen finden sie sich in gewissen Teilen von Rußland, ohne daß wir sagen könnten, ob sie da Altbesitz oder Zuwanderung bedeuten. Die Ostslawen fallen andererseits bei den Dioskurenmythen so ziemlich aus. Wenn diese aber altindogermanisch sind, müssen sie doch auch hier einmal vorhanden gewesen sein.

So klafft manches zum Teil auseinander. Aber man darf bei jahrtausendealten Überlieferungen angesichts der bewegten

Geschichte und vieler Kulturwandlungen wohl auch nicht allzuviel an gleichmäßiger Erhaltung verlangen. Erstaunlicher fast ist die Fülle des immer noch Feststellbaren. Dazu gehört nicht nur das räumliche und zeitliche Erkennen des Denkmalbestandes, sondern auch die Tatsache, daß mit diesen Zeichen Glaubensvorstellungen übereinstimmender Art verbunden waren. Sie sind mehr als nur Zier. Segen, Schutz und Abwehr sollen sie verbürgen. Insofern waren sie wichtig für das Haus und alles Leben in ihm. Auch daß vor allem Pferde dieser Aufgabe dienten, ist nach Kenntnis des alten Glaubens nicht überraschend. Ob ihre Doppelheit mit dem göttlichen Brüderpaar ursächlich verbunden ist, das als Schützer Pferdegestaltigkeit und Verkörperung durch Holzsymbole vielfach vereint, läßt sich nach der Quellenlage nur vermuten, aber nicht eindeutig beweisen. Was dafür spricht, suchte ich am Schluß dieser Arbeit — mit allen nötigen Vorbehalten — zusammenzustellen und ins Licht zu rücken. Bisher wurde eine solche Verknüpfung höchstens angedeutet, nicht aber ausgeführt und untermauert. Wahrscheinlich wird man künftig nicht sehr viel über das hier Dargetane hinauskommen, sofern nicht noch besondere Funde gemacht werden. So muß es denn für sich selbst stehen und sehen, wie weit es Zustimmung finden kann.

BILDTAFELN

Abb. 1: Maria auf dem Drachenkopf, Schenna, Südtirol

Abb. 2/3: Vorder- und Hintergiebel desselben Hauses, Gsiestal, Südtirol

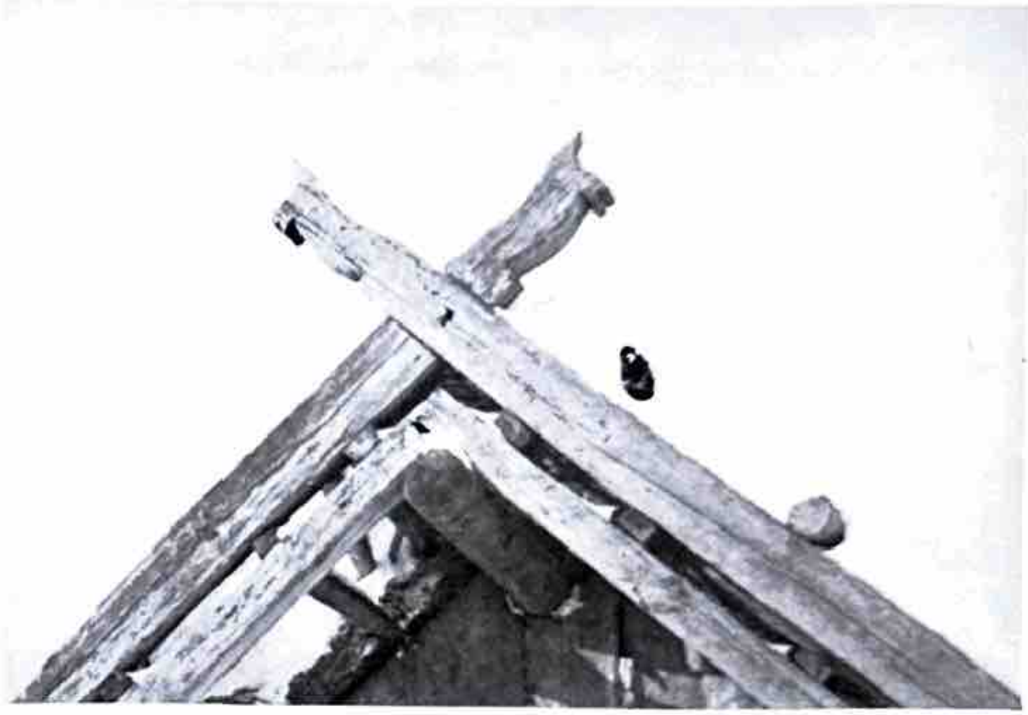


Abb. 4: „Roßgoschen" aus Wurmbach, Waldviertel, Niederösterreich

Abb. 5 a: Hörnerartiges Giebelzeichen, Traunstein, Waldviertel, N.Ö.

Abb. 5 b: Giebelzeichen bei Schönbach, Waldviertel, Niederösterreich

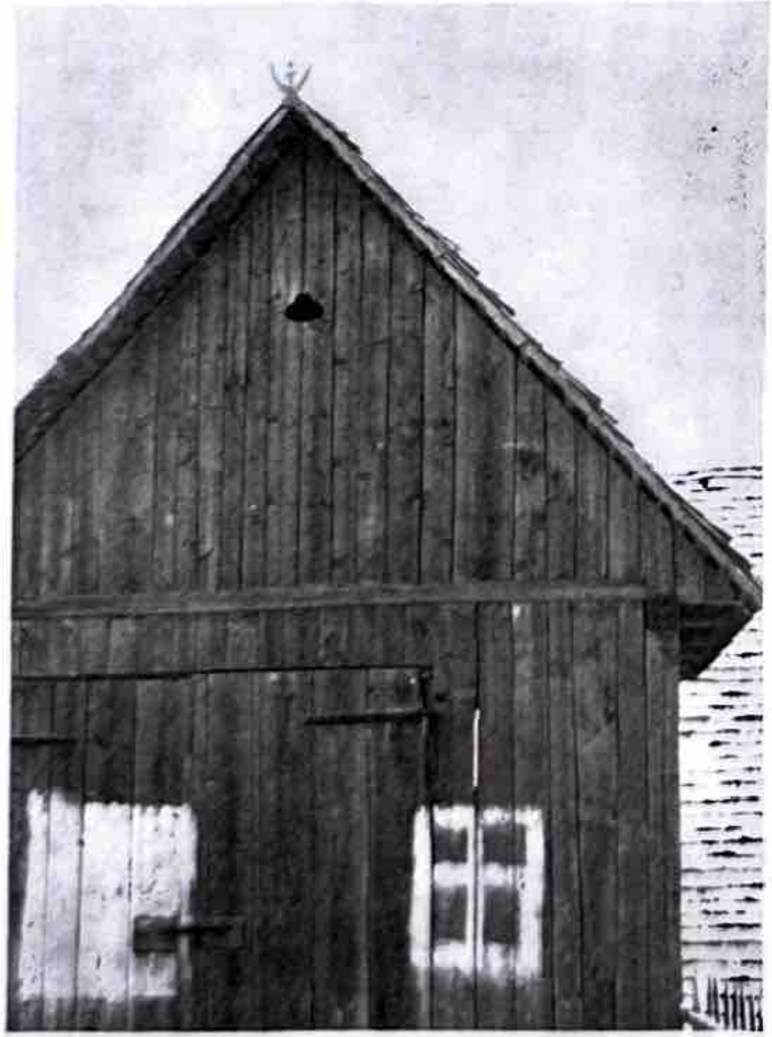


Abb. 5 c, d: Hörner- und Dreisproß-artige Giebelzeichen, Sörg, Kärnten

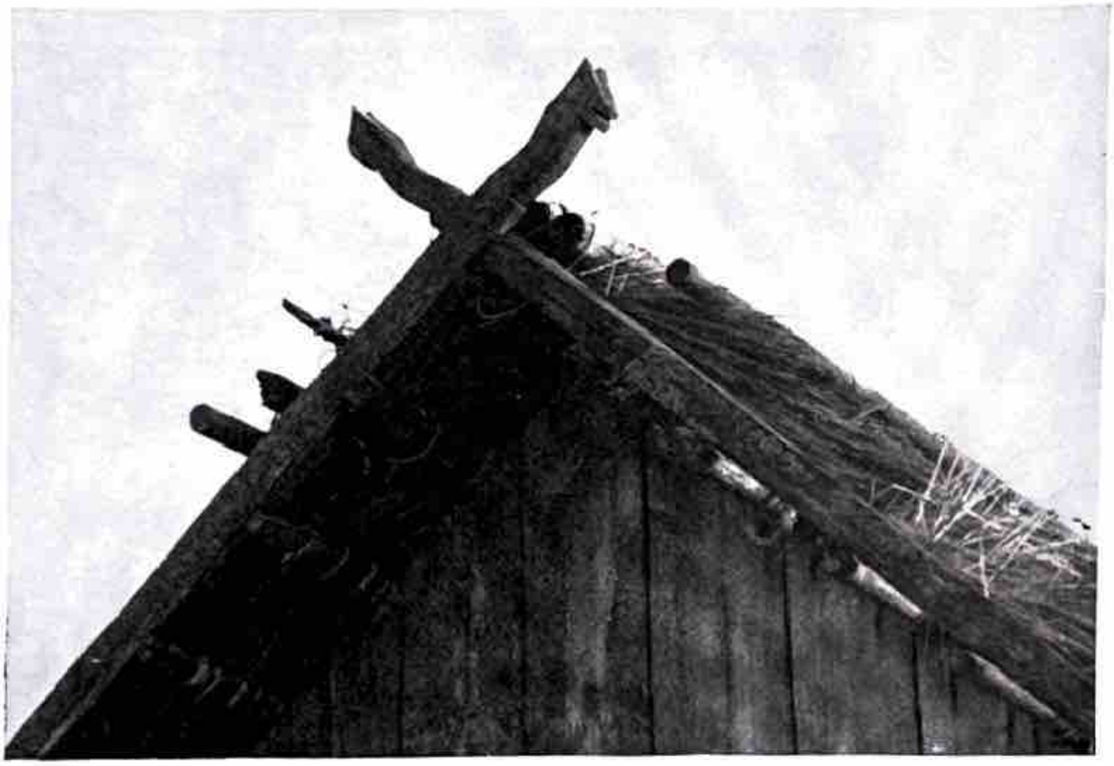


Abb. 6: „Roßgoschen" aus Aigen, Bucklige Welt, Niederösterreich

Abb. 7: Hof im Umbau, Bucklige Welt, Niederösterreich

Abb. 10: J. P. Altmutter, Ländlicher Tanz in Tirol, 1815

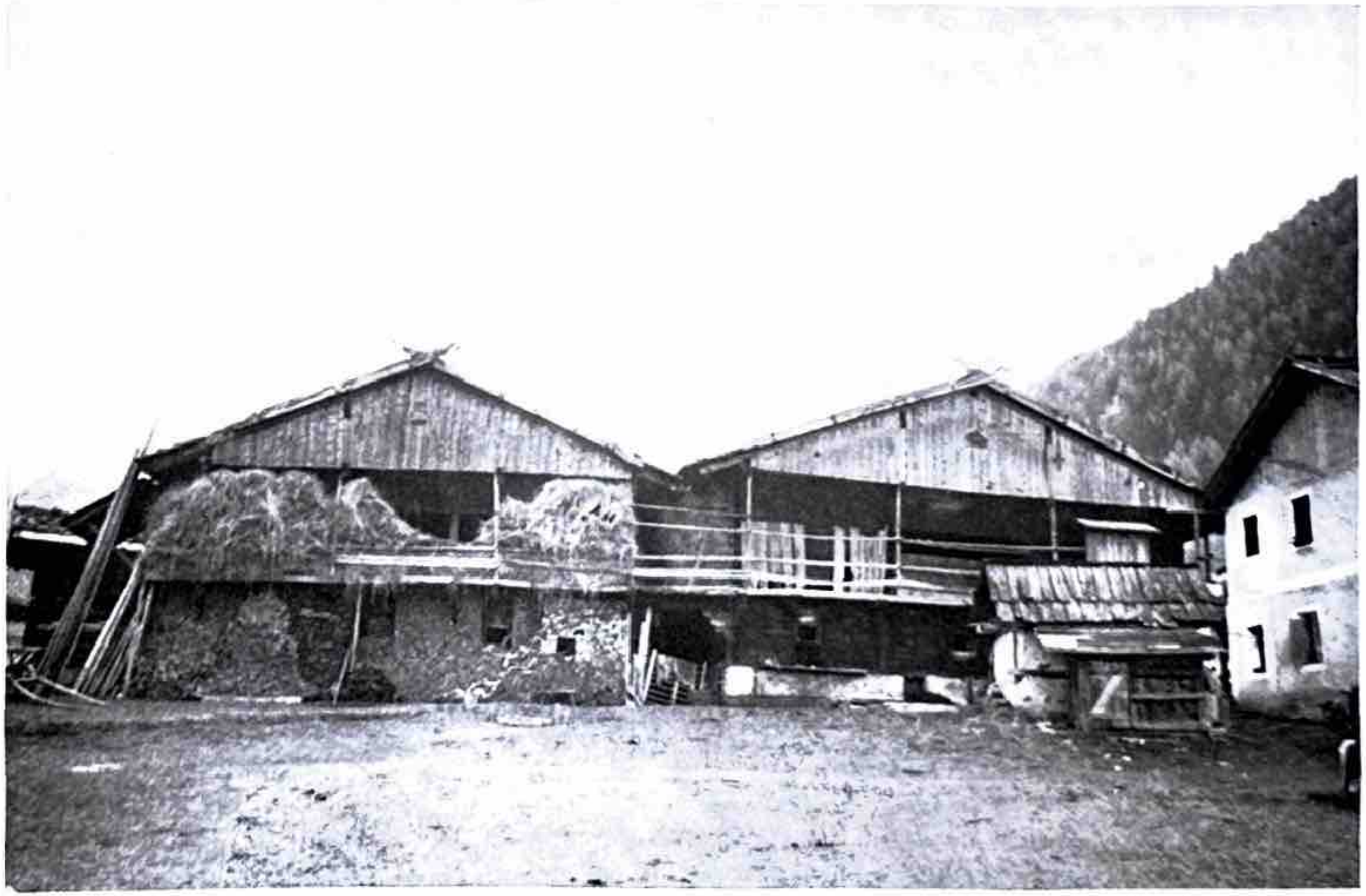


Abb. 12: Paarhof aus dem Gsiestal, Südtirol

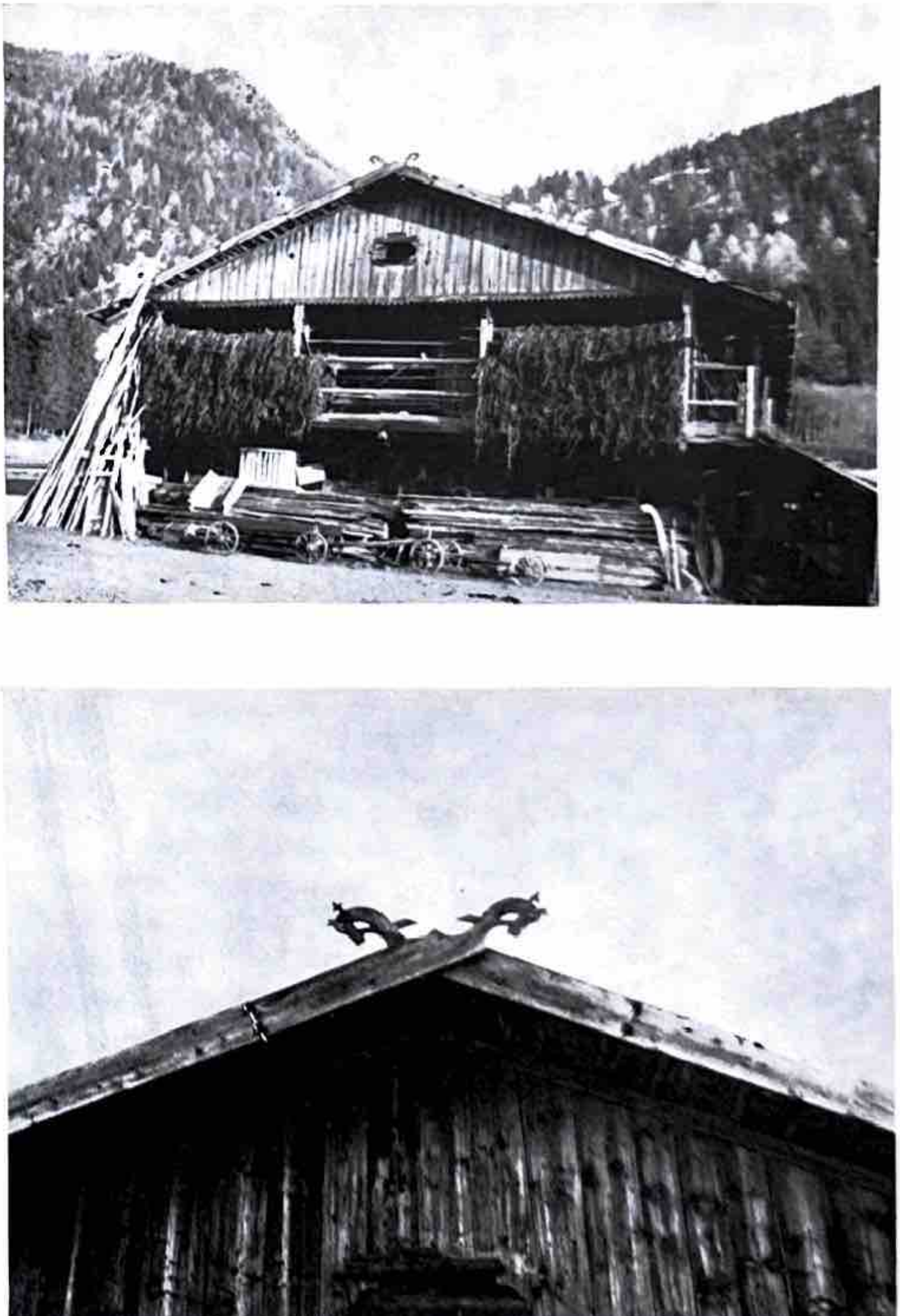


Abb. 13: Giebelpferde aus dem Gsiestal, Südtirol

Abb. 14: Außerrothof, Schenna, Südtirol

Abb. 16: Rößchen und Drachen, Vintschgau, Südtirol

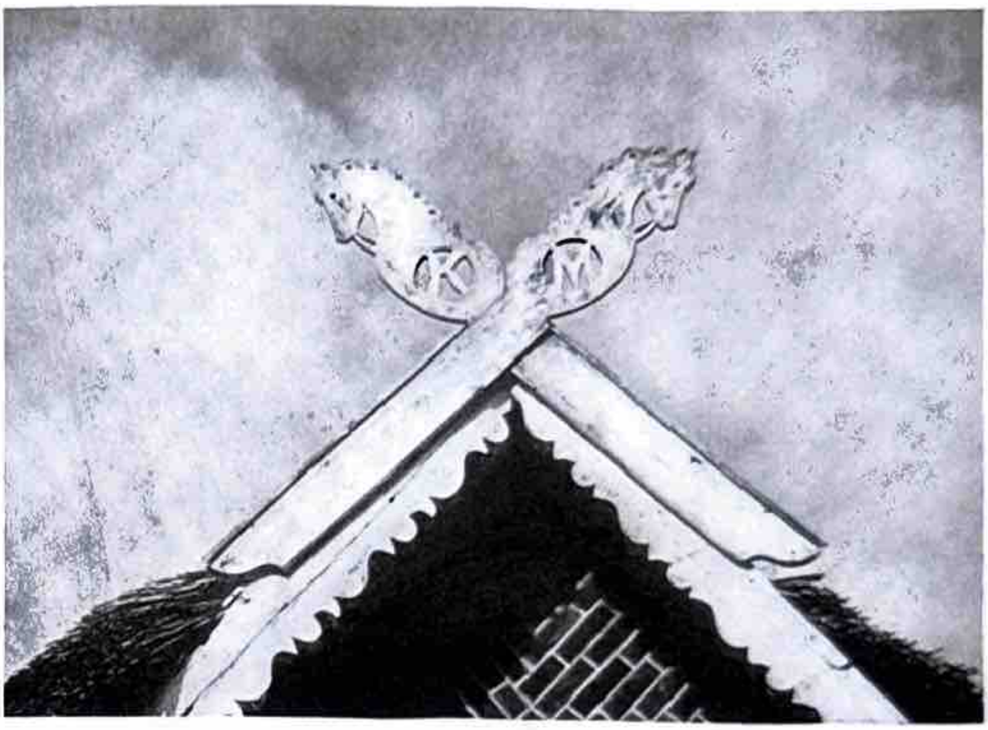


Abb. 19 b, c: Rößchen vom Vorder- und Hintergiebel des gleichen Hofes. York, Altes Land

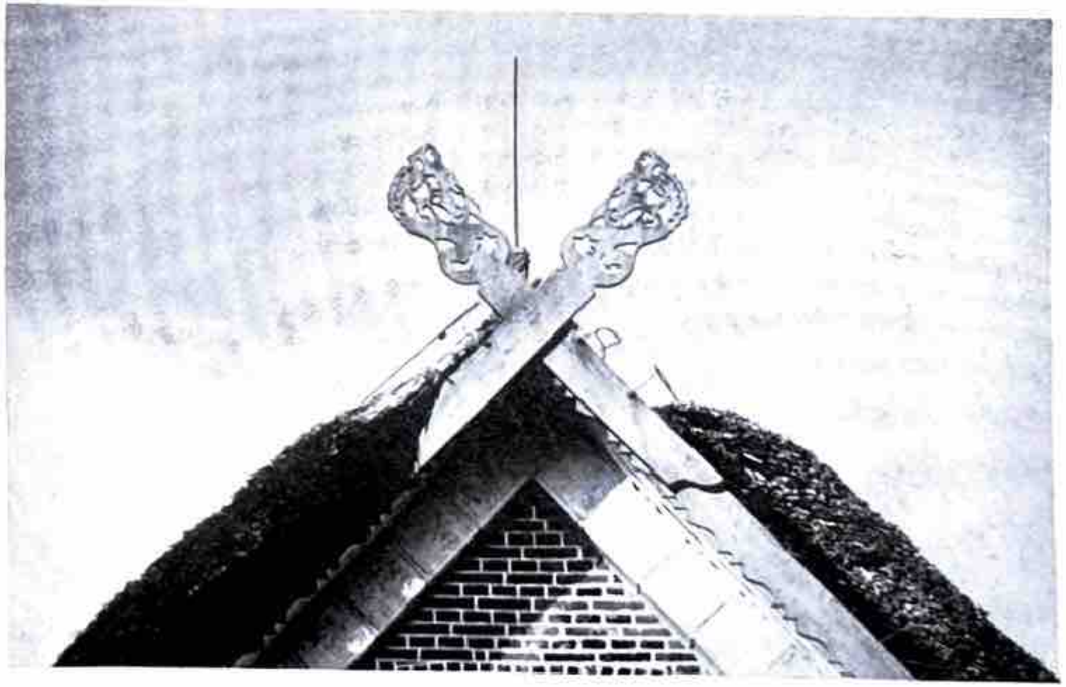


Abb. 19 d: Ornamentale Auflösung der Giebelzier,
Altes Land bei Hamburg

Abb. 22: Speicher von Vindlaus, 14. Jh., Telemarken, Norwegen

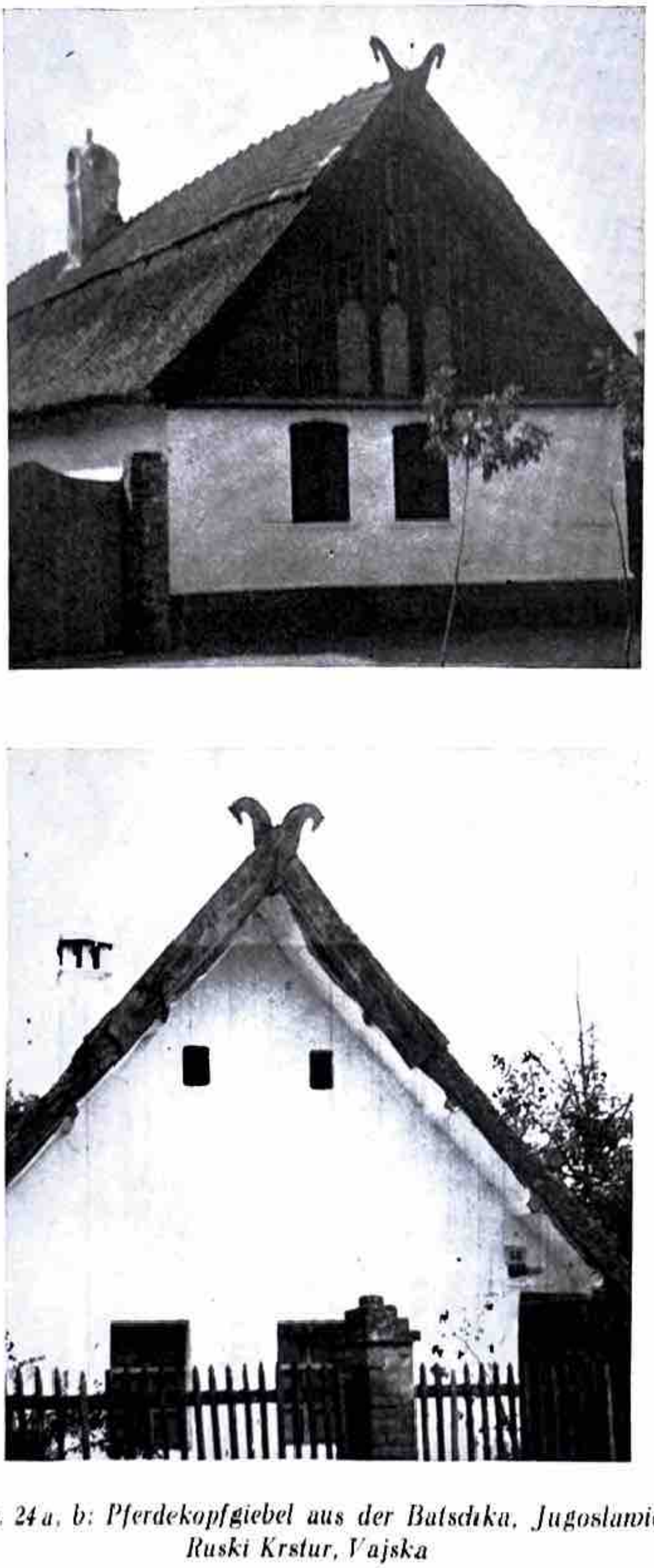


Abb. 24 a, b: Pferdekopfgiebel aus der Batschka, Jugoslawien: Ruski Krstur, Vajska

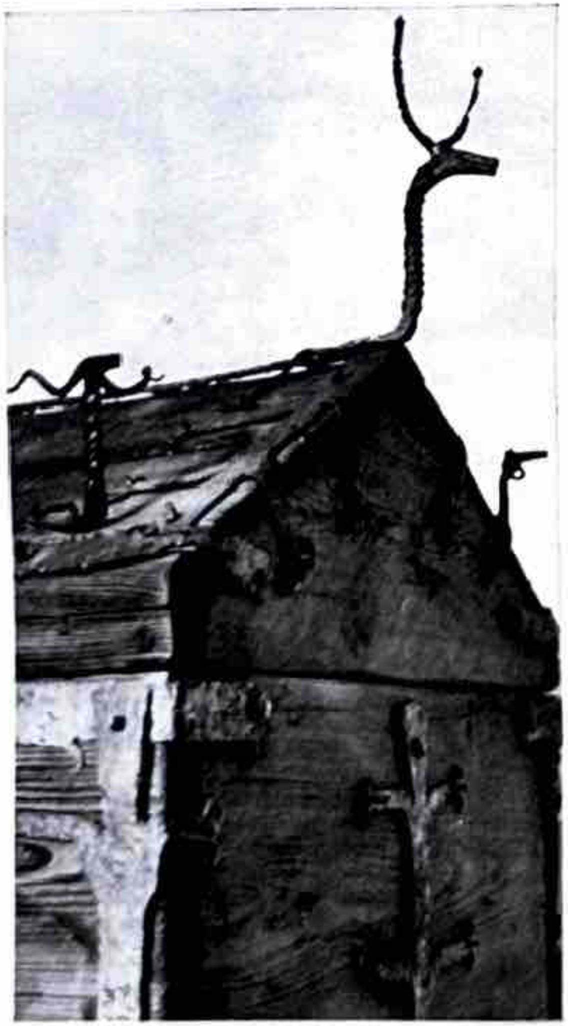


Abb. 31: Langobardischer Fürstensarg, Civezzano

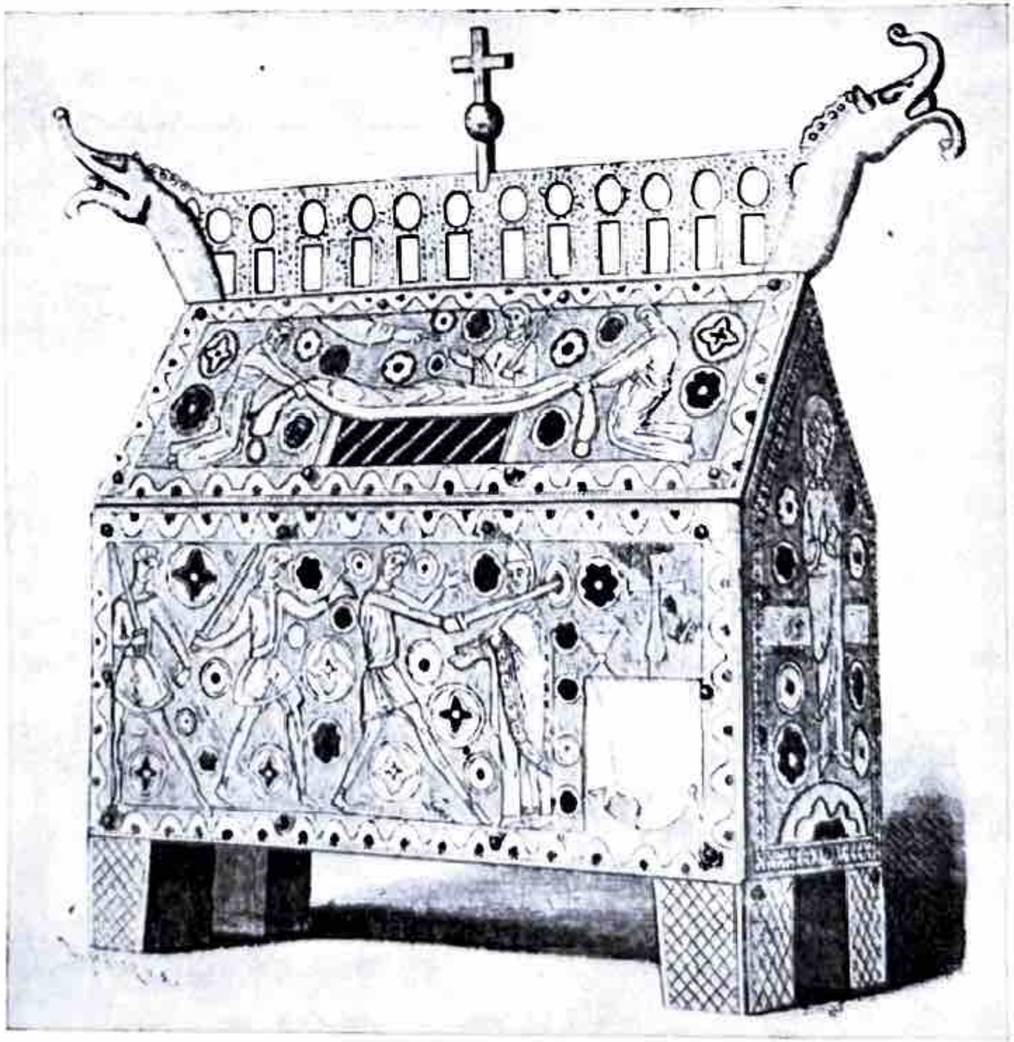


Abb. 34: Reliquienschrein von Tröno, Hälsingland, Schweden

Abb. 32: Stabkirche von Borgund, Norwegen

Abb. 33: Portal der Stabkirche von Urnes

Abb. 35: Grabstein von Hablingbo, Gotland

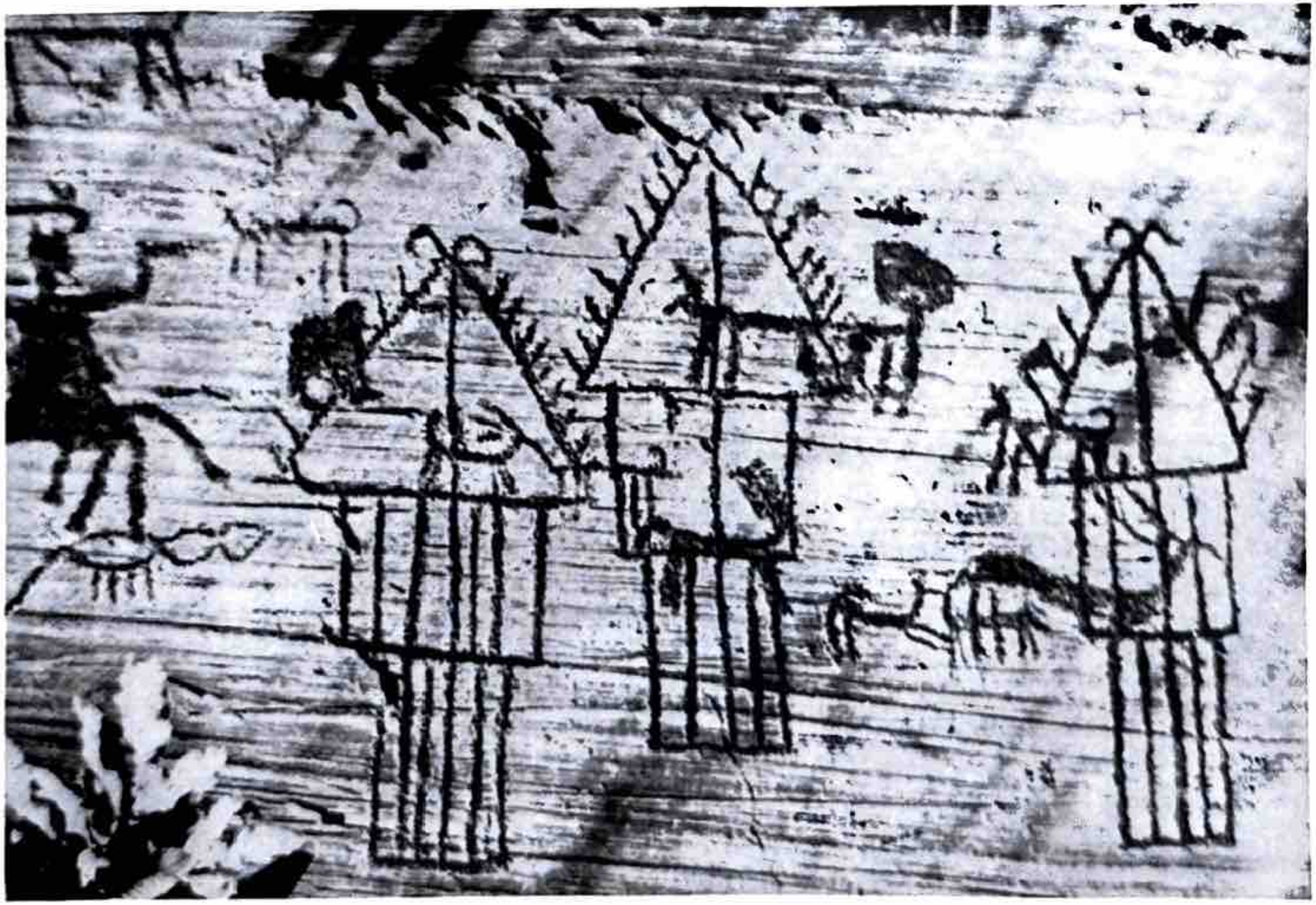


Abb. 37: Felszeichnungen aus dem Val Camonica, Norditalien

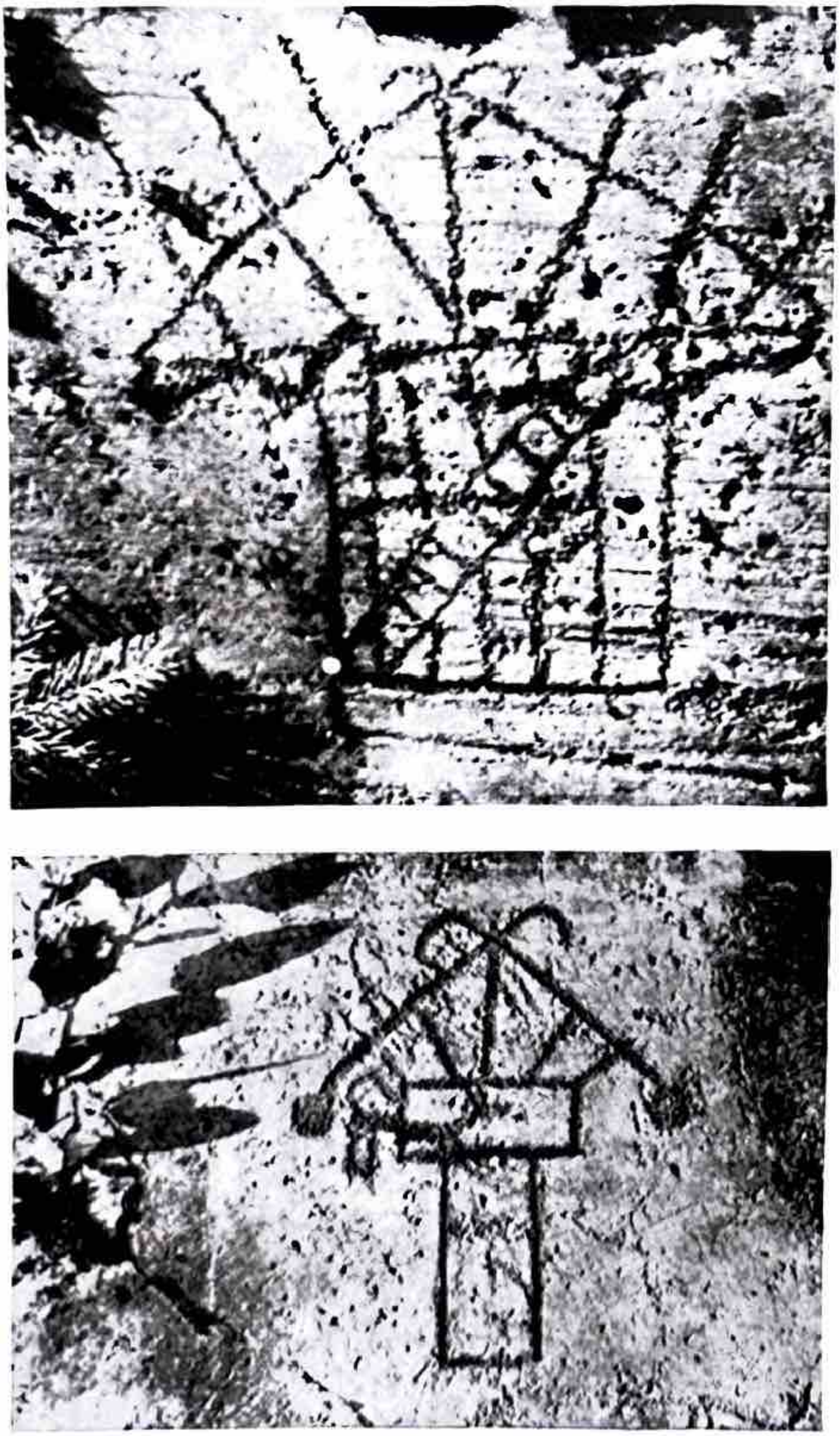


Abb. 38 a, b: Hausbilder, Val Camonica

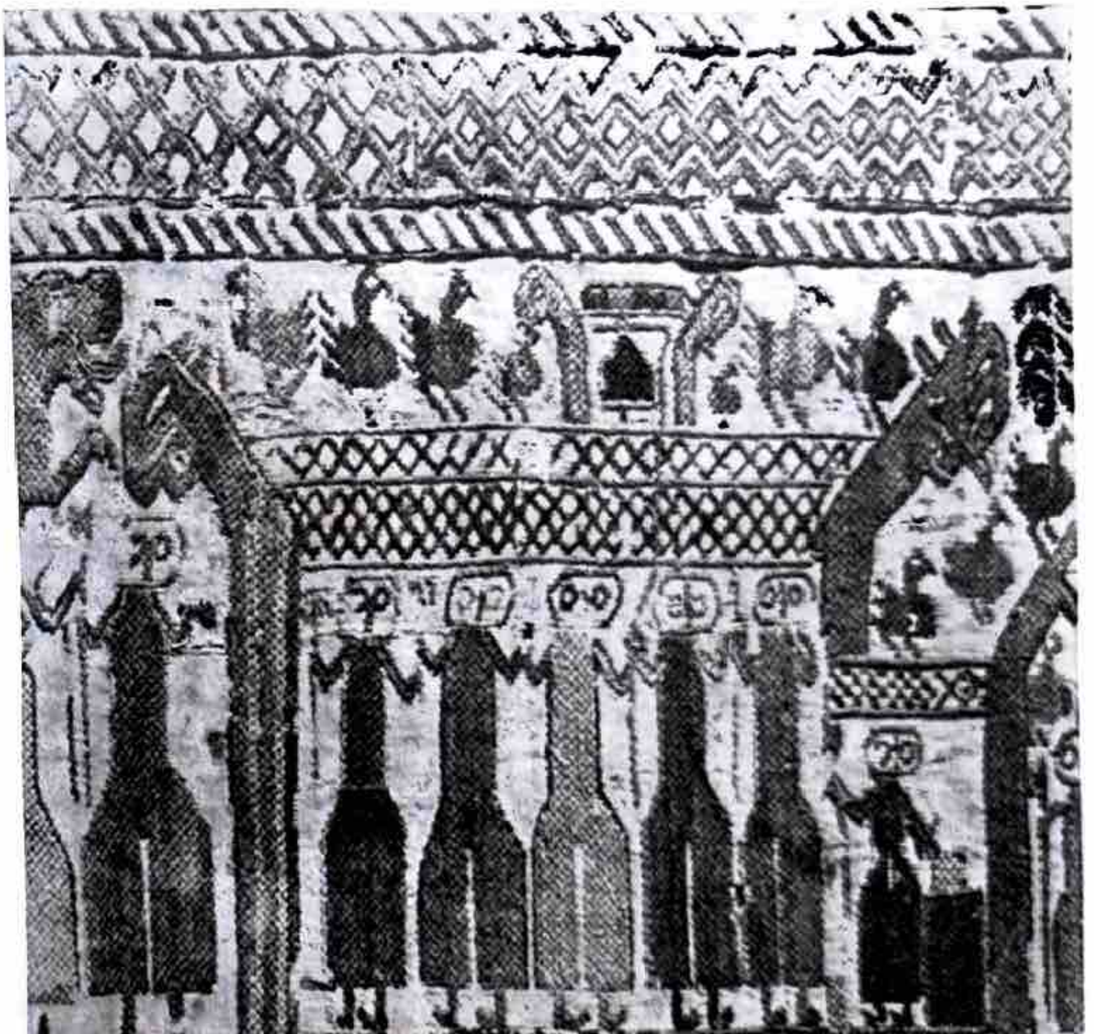


Abb. 41: Bildteppich von Skog, Nordschweden

Abb. 42: Egbert-Codex, Heimsuchung Mariens, 10. Jahrhundert

Abb. 43: Meister Franke, Thomasaltar, Hamburg, um 1424

Abb. 44: Giebelzeichen, Aigen bei Kirchschlag, Niederösterreich

Abb. 47: Giebelzeichen, Stephanskirche, Wien, 13. Jahrhundert

Abb. 48: Stephanskirche, Wien, nicht restauriertes Beispiel

Bilderverzeichnis und -nachweis

Abb. 1: Maria auf dem Drachenkopf, Schenna, Südtirol, Photo A. Scheler.

Abb. 2/3: Vorder- und Hintergiebel desselben Hauses mit Pferdeköpfen und christlichen Sinnbildern. Gsiestal. Photo R. Wolfram.

Abb. 4: Roßgoschen aus Wurmbach, Waldviertel, Niederösterreich. Photo B. Kerschner.

Abb. 5 a: Hörnerartiges Giebelzeichen auf einer Scheune, Traunstein, Waldviertel, Niederösterreich, Photo R. Wolfram.

Abb. 5 b: Plumpe Form der hörnerartigen Giebelzeichen. Gegend von Schönbach, Waldviertel, Niederösterreich. Photo R. Wolfram.

Abb. 5 c, d: Hörner- und Dreisproß-artige Giebelzeichen, Sörg, Kärnten. Photo R. Wolfram.

Abb. 6: Roßgoschen aus Aigen bei Kirchschlag, Bucklige Welt, Niederösterreich. Photo H. Fielhauer.

Abb. 7: Hof im Umbau. Kleinrathof, Bucklige Welt, Niederösterreich. Zustand 1959. Photo R. Wolfram.

Abb. 8: Doppelrößchen an Pfetten im Innviertel, Oberösterreich (Ratzing bei St. Roman, Mitteredt bei Kopfing, Haselbach bei Reinbach). Nach M. Kislinger, Alte Bauernherrlichkeit, Bild 4, sowie einem Photo von M. Kislinger, Archiv des Oberösterreichischen Landesmuseums, Linz.

Abb. 9: „Roßblume" aus Gonetsreith bei Ried, Oberösterreich, Sammlung W. Gärtner, Archiv des Oberösterreichischen Landesmuseums, Linz.

Abb. 10: J. P. Altmutter, Ländlicher Tanz in Tirol, 1815. Nach O. Stolz, Altmutters Bilder aus dem Tiroler Volksleben, Tirol-Vorarlberg, Jg. 1941, Heft 2, Abb. S. 19.

Abb. 11: Giebelzeichen aus Tirol (Zillertal, Ötztal, Passeier). Nach A. Peez, Die Roßköpfe auf den deutschen Bauernhäusern, in: Erlebt und erwandert, S. 7.

Abb. 12: Paarhof aus dem Gsiestal, Südtirol. Photo R. Wolfram.

Abb. 13: Pferdeköpfe aus St. Martin im Gsiestal, Südtirol. Photo R. Wolfram.

Abb. 14: Außerrothof, Schenna, Südtirol. Photo R. Wolfram.

Abb. 15: Heute im Vintschgau, üblicher Typ der Giebelpferde, Schnalstal. Nach K. Vollath, Giebelzeichen, Abb. 5.

Abb. 16: Nach innen blickendes Rößchen und Drachen, Vintschgau, Südtirol. Photo R. Wolfram.

Abb. 17: Typen der Rößchen in Graubünden, Schweiz: Bergün, Scanfs, Samaden, Santa Maria. Nach M. Gschwend, Fratzen an schweizerischen Bauernhäusern, Abb. 3—6.

Abb. 18: Typen der Tierköpfe am Unterfirst in Bayern: Pferd, Katze, Drachen, Schlange. Nach H. Kastner, Pferdeköpfe als Giebelzier, in: Heimat und Volkstum, 17. Jg., H. 8, S. 119.

Abb. 19 a: Paarige Schwäne aus niederländisch Friesland und von der Niederelbe bei Harburg. Nach A. Augustin, Das Schwanenzeichen in Niederländisch-Friesland. S. 26, Abb. 7, S. 55, Abb. 48.

Abb. 19 b, c: Rößchen vom Vorder- und Hintergiebel des gleichen Hauses. York im Alten Land bei Hamburg. Photo P. Wiesinger.

Abb. 19 d: Ornamentale Auflösung der Giebelzier. York im Alten Land bei Hamburg. Photo P. Wiesinger.

Abb. 20: Rößchen mit Vögeln als „Geleittiere“: Hille (Minden), Warmsen (Nienburg), Buschhorn bei Warmsen, Nidden (Memelland). Nach O. v. Zaborsky-Wahlstätten, Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst, Abb. 536, 540, 542, 551.

Abb. 21: Pferde mit Vögeln, Hallstattzeit: Kampanien, Voghenza. Nach Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, S. 519, Abb. 9, 10.

Abb. 22: Speicher von Vindlaus, um 1300, Telemarken, Norwegen. Photo R. Wolfram.

Abb. 23: Nebengebäude eines estnischen Hofes mit Giebelpferden. Nach K. Rhamm, Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet, S. 221, Abb. 45.

Abb. 24 a, b: Pferdekopfgiebel aus der Batschka, Jugoslawien: Ruski Krstur, Vajska. Photo Vojvodjanski Muzej, Novi Stad.

Abb. 25: Hausurne von Kara-Öjuk, Kappadokien. Nach F. Behn, Hausurnen, S. 70.

Abb. 26: Tier- und menschengestaltige Firstbalken auf den Hausurnen von Jaispitz (Mähren) und Tordos (Siebenbürgen). Nach Behn, S. 56 nd 58.

Abb. 27: Vorgeschichtliche und neuzeitliche Gestaltung des Firstbalkens. Nach Behn, S. 58 (Rekonstruktion einer Urne von Tordos) und D. Zelenin, Russische Volkskunde, S. 267, Abb. 208 (großrussisch, Gouvernement Vologda).

Abb. 28: Deckel des alemannischen „Totenbaumes“ von Oberflacht, Württemberg. Nach Behn, S. 43.

Abb. 29 a, b: Hausurnen von Hoym (Anhalt) und Corneto (Italien). Nach Behn, S. 21 und 79.

Abb. 30: Etruskische Hausurne aus Falerii. Nach Behn, Tafel 37 c.

Abb. 31: Langobardischer Fürstensarg aus Civezzano. Photo Elisabeth Wolfram.

Abb. 32: Die Stabkirche von Borgund, Norwegen. Photo Wilse, Oslo.

Abb. 33: Portal der Stabkirche von Urnes. Nach A. W. Brögger, Osebergfundet, Bd. 3, S. 324, Abb. 340 a.

Abb. 34: Reliquienschrein von Trönö, Hälsingland, Nordschweden, um 1170. Nach Schirmer, Dragehoveder, S. 77.

Abb. 35: Grabstein von Hablingbo, Gotland. Photo R. Wolfram.

Abb. 36 a: Anhänger aus Ringerike, Norwegen, 4. Jh. n. Chr. Nach Herm. M. Schirmer, Dragehoveder, in: Foreningen til Norske fortidsmindesmaerkers bewaring — Aarsberetning for 1905, Kristiania 1906, S. 57 ff; S. 65. Fig. 9.

Abb. 36 b, c: Merowingisch-fränkischer Bronzebeschlag aus Reims; niedersächsisches Salzfaß, Museum in Celle. Nach A. Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen, S. 24, Abb. 3.

Abb. 37: Felszeichnungen, Val Camonica, Norditalien. Nach E. Süss, Le incisioni rupestri della Valcamonica, Abb. 86.

Abb. 38 a, b: Ebda., Abb. 82 und 88.

Abb. 39: Latènezeitliche Giebelbretter, Altenburg, Hessen. Nach W. Schulz, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit, S. 48, Abb. 13.

Abb. 40: Windbretter vom wikingerzeitlichen Gokstadschiff, Norwegen. Nach Brögger, Osebergfundet, Bd. 3, Abb. 206.

Abb. 41: Stabkirchendarstellung auf dem Bildteppich aus Skog, Nordschweden. Nach E. Salvén, Bonaden från Skog, Tafel III.

Abb. 42: Egbert-Codex, Heimsuchung Mariens. Nach F. X. Kraus. Die Miniaturen des Codex Egberti, Tafel 10.

Abb. 43: Meister Franke, Thomasaltar. Kunsthalle Hamburg.

Abb. 44: Giebelzeichen, Aigen, Niederösterreich. Photo H. Fielhauer.

Abb. 45: Schiffssteven mit Tierhäuptern: Brandskog, Schweden, nach O. Almgren, Nordische Felszeichnngen als religiöse Urkunden, S. 332, Abb. 156; Grabstein auf dem St. Orans Friedhof, Jona, nach Graham. Nach Herm. M. Schirmer, a. a. O., S. 106, Fig. 40.

Abb. 46: Hallersches Weiherhaus aus Rauhensaß. Nach R. Helm, Das Bauernhaus in der freien Reichsstadt Nürnberg, S. 17.

Abb. 47: Zeichen von den Ziergiebeln der Stephanskirche, Wien. Photo E. Schneeweis.

Abb. 48: Ebda., nicht restauriertes Stück. Photo E. Schneeweis.

Abb. 49 Doppelköpfiges Pferd, Mangelbrett, Museum in Celle. Nach Zaborsky-Wahlstätten, Abb. 534.

Abb. 50: Niedersächsischer Herdrähm. Niedersächsisches Volkstums-Museum, Hannover.

Abb. 51: Darstellungen der Doppelbalken als Symbole der Dioskuren. Nach M. N. Tod, Laconia, Abb. 214 und M. P. Nilsson, Geschichte der Griechischen Religion, Tafel 29.

Abb. 52: Dioskuren auf etruskischen Spiegeln. Nach A. B. Cook, Zeus, Bd. I, Fig. 557 f.

Abb. 53: Grabstein von Eskelhem, Gotland. Nach S. Lindqvist, Gotlands Bildsteine I, Tafel 22, Fig. 74.

Register

Abwehrzeichen 15, 17, 19, 87, 89, 90, 93
Akroter 69
Alci 110, 115, 118
Altenburg 78
Altmutter J. P. 35
Ashvinen 107, 110, 112, 118
Aufgesetzte Zeichen 31, 33, 51, 62, 91, 94

Bayern 19, 34, 45—49
Bayeux, Teppich von 83, 87
Bedeutung der Pferdekopf-Giebel 28, 47—49, 100
Bemalung der Giebelzeichen 45, 92, 101, 114
Bildteppich von Skog 81—83
Blickrichtung der Zeichen 19, 25, 31, 33, 35, 39, 40, 41, 44, 46, 50, 52 u. Anm. 56, 53, 89, 90
Blitzschutz 18, 28, 95
Bulgarien 64, 65

Dauerüberlieferung 60, 78, 86
Dioskuren:
- Beziehung zu Pferden 103, 110, 111, 114, 115
- Beziehung zur Sonne 107, 110, 111, 114
- Elch 115
- Etrusker 106, 107
- Feuerbohren 107, 109
- Holzsymbol 103, 104, 109, 116
- Indien 110, 111, 112
- Indogermanisch 111, 112
- Iranier 111, 112
- Italien 104, 106, 111
- Jungmannschaft 112, 113
- Kelten 111, 112
- Langobarden 103
- Letten 111
- Nahanarvalen 110, 116
- Pferdegestaltigkeit 101 u. Anm. 161 a, 110, 111, 115
- Schützer, Retter 118
- Slawen 111
- Spartaner 104, 110, 112, 113
- Torsymbol 107
- Unterweltsbeziehung 110, 114
- Verbindung von Holz und Pferd 103, 110, 114, 116, 117, 120
- Wandalen 103, 113
- Zwillingskult 106, 109, 112

Dokana 104—109
Doppelanführer 102, 103, 113
Doppelköpfige Pferde 49, 98, 100
Drache 17, 19, 31, 47, 60, 63, 69, 74, 75, 87
Drachenkopf-Pferdekopf 75
Dreiköpfige Gestalt 82
Dreisproß 18, 21, 26, 54, 55
Dunkelsteiner Wald 28

Egbert Codex 83—85
Elch 115
England 58—60, 102
Ersatz alter Zeichen durch christliche 20

Farbgegensatz 92, 101, 114
Fielhauer H. 29, 30, 85 Anm. 115 a, 93, 94
Firstbaum 62, 66—69, 76

Flachdach 22, 34
Friesland 50, 51

Gekreuzte Windbretter 73, 83
Gemeinschaftskräfte 10—12
Giebelpfahl 21, 33, 50, 52—53, 59, 77
Giebelzeichen:
England 58—60
Island 58
Landschaften 20
Menschenköpfe 89
Val Camonica 74
Wolf 74
Gokstadschiff 78
Gotländischer Bildstein 80, 81
Grimm J. 16 Anm. 6, 61 Anm. 73, 89 Anm. 123, 91
Gsiestal 38

Hahn 19, 59, 62
Harter H. 16 Anm. 6, 28, 29, 53, 74 Anm. 90, 95, 97
Hausurnen 63, 66—74
Hengist und Horsa 102, 103, 116 u. Anm. 203
Herrmann A. 53—56
Herz 18, 20, 46, 94
Hexenbesen 18
Hirsch 73, 74, 91, 93, 94, 95, 115
Hirschgeweih 95, 115—116
als Giebelzeichen 74 u. Anm. 90, 115
Höfler O. 94, 103 Anm. 165, 113, 114 Anm. 193
Hörner:
Baltikum 61
Bedeutung 65, 89—93
Egbert Codex 83
Gotländischer Bildstein 81
Hausurnen 73
Südostasien 65
Uckermark 81
Waldviertel 25, 26

Holzidol 104—110, 114, 116, 117
Hrandek R. A. 27 u. Anm. 21, 28, 64

Innviertel 31, 32
Island 58

Kärnten 25, 36
Kopf, Wirksamkeit 91, 97, 100
Kosmas und Damian 111 Anm. 186
Kramer K. S. 15 Anm. 3, 16 Anm. 6, 45, 46 u. Anm. 47, 49 Anm. 49, 74 Anm. 91, 76, 86 Anm. 116, 98, 101 Anm. 162
Kreuz 17, 18, 20, 30, 46, 61, 94

Lebensbaum 91, 92, 93 94
Legschindeldach 22
Lipp F. 30, 33
Löwe 20, 78

Mangelbretter 98
Maria 20
Mielke R. 20, 21, 50 Anm. 54, 78, 84, 85
Mühlviertel 31
Much R. 103, 116 u. Anm. 200, 118 u. Anm. 206

Namen der gekreuzten Pferdeköpfe 25, 38, 42, 47, 100, 102
Neidkopf, Neidstange 89
Niederlande 22
Niederösterreich 24—30, 101
Niedersachsen 50, 102
Norwegen 58, 75, 78—80, 98, 109
Notfeuer 107

Oberösterreich 19, 30—34, 90
Odin 100
Öja Busar 114
Osebergschiff 79—80

Paarige Pferde 98, 99
auf Trinkschalen 97

Paarige Zeichen 18
Palm 17
Parallel blickende Pferdepaare 31 f., 99
Peez A. 16 Anm. 6, 34 Anm. 27 u. 28, 35 u. Anm. 37, 38, 39, 50 Anm. 52, 59
Petersen Chr. 16 Anm. 6, 18 Anm. 9, 50 Anm. 53, 52 Anm. 56
Pferd:
  Rolle im Glauben der Indogermanen 100
  Totentier 100, 101
  weiß 102, 110, 116
Pferdekopfgiebel:
  Alter 41—43, 44, 45, 46
  Bayern 45—48
  Bedeutung 28, 47—49, 100
  Begleittiere 56
  Bucklige Welt 26
  Burgenland 27
  Datierung 21, 41—46, 58, 66, 77, 79, 85
  Estland 61
  Glückszeichen 28
  Häufigkeit 24, 27 u. Anm. 21, 35, 36, 40, 52, 58, 61
  Herstellung 28, 55
  Hexenschutz 28
  Jugoslawien 63—64
  Magyaren 64
  Mitteldeutschland 50
  Namen 25, 38, 42, 47, 61, 100
  Norddeutschland 50—58
  Nordtirol 35—36
  Oberösterreich 30—34
  Osttirol 36
  Polen 61
  Rußland 62—63
  Schweiz 41—45
  Skandinavien 58
  Stammeseigenheiten 52
  Stall von Bethlehem 85—86
  Steiermark 27, 34
  Südtirol 36—41
  Sudetendeutsch 34
  Waldviertel 24—26
  Weiterleben der Tradition 39, 40, 41, 54
Pferdekopfzeichen, moderne Symbolübertragung 10—13
Pferdemaske 117 Anm. 204
Pferdeschädel, Abwehr 89—90, 97
Pfetten 19, 44—45, 47—49

Radkreuz 18, 54
Raiffeisen F. J. 10 ff.
Reisalpe 29
Reliquienschreine 74—75, 81
Rhamm K. 35 Anm. 32 u. 36, 58, 61 Anm. 74, 62
Romanische Länder 60, 75—78, 119
Rückgang der Giebelzeichen 24, 27 Anm. 21, 36, 39, 40, 45
Runenstein von Brastad 80
Rußland 22, 62—63, 89, 119

Salzburg 19, 90, 98
Sarg 69
Schiffssteven 83, 87
Schirmer H. 74 Anm. 91, 75 u. Anm. 93, 76 Anm. 96 u. 97, 78 Anm. 103, 87 Anm. 118, 120
Schlange 18, 19, 47, 69
Schmuck 15
Schnalstal 40—41
Schwan 50—51, 91—92, 111
Schweden 58, 75, 76, 81—83, 113, 114
Segenszeichen 17, 18, 19
  christlich 19, 20
Sonne 92, 107, 110, 111, 114
Sonnentore 17, 22
Sonnwendbüschel 17
Stammeszugehörigkeit von Giebelzeichen 50, 51, 52 u. Anm. 56, 53, 54, 64, 85
Standeszeichen 15

Steildach 22, 34
Steiermark 90, 99
Steinböcke 20, 22, 92—94
Stephanskirche (Wien) 85, 95—97
Strohdach 22
Symbiose christlicher und vorchristlicher Zeichen 38, 39
Symmetriestreben 91, 100

Tempel, germanischer 79
Tirol 19, 20, 22, 35—41, 93
Traufenlinie 17
Trinkschalen 97, 98
Türe 17
Türkenkreuze 30
Türwächter 89 u. Anm. 122

Uhlenloch 17, 21, 78
Unterfirst-Köpfe 31, 32, 44, 45, 46 Anm. 48, 47, 48

Vierlande 86
Vögel 20, 56, 63, 71, 91, 93

Wächter 93, 94
Wagner N. 103 Anm. 165, 111, 112 Anm. 189, 113
Walhall 76, 100
Walmdach 20, 21, 78
Wasserspeier 17
Weihkräuter 17
Weinviertel 29
Weiser L. 15 Anm. 3, 87 Anm. 117 u. 118
Westerwald 11, 13, 50
Wetterfahnen 51
Widder 73
Windschutz 16 u. Anm. 5
Wolf 75—76

Zweckform und Auszier 20, 21, 22, 91